

**Zwölf Monate,
zwölf Menschen**
Porträts 2022

J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D



Vorwort

Verehrte Leserin, verehrter Leser,

unsere Universität hat enorm viel zu bieten: eine beträchtliche Bandbreite an Studienfächern beispielsweise, eine großartige Ausstattung in den Laboren, Seminarräumen und Hörsälen, zahlreiche internationale Kooperationen und ein quirliges Campusleben. Diese Fakten, die unsere Hochschule prägen, werden aber erst durch all jene Menschen anschaulich und greifbar, die unserer Universität buchstäblich ein Gesicht geben: die mehr als 44.000 Studierenden und die rund 8.000 Beschäftigten. Sie sind es, die durch ihre Leistungen, ihr Engagement und ihre Persönlichkeit der Universität ihr unverwechselbares Profil verleihen und auf ihre individuelle Art zum guten Ruf unserer Hochschule beitragen.

Mit dieser neuen Publikation möchten wir der Vielfalt an der Universität Münster Rechnung tragen und Ihnen einige herausragende Personen des vergangenen Jahres vorstellen – in zwölf Porträts, eines für jeden der zwölf Monate des Jahres 2022. Aufgrund ihrer Expertise, ihrer Rolle an der Universität und ihrer Erfolge stehen die Porträtierten exemplarisch für die Forschungs-, Lehr- und Transfergedanken, die unsere Universität als Ganzes ausmachen und von denen wir alle profitieren: die Historikerin etwa, die über fundierte Kenntnisse im Zusammenhang mit dem Krieg in der Ukraine verfügt und die die Medien häufig als Expertin konsultieren, der Mediziner, dessen Operationskünste weltweit für Schlagzeilen sorgen, oder der Gebäudetechniker, der sich den außergewöhnlichen Herausforderungen der Energiekrise stellt.

„Es sind die Begegnungen mit Menschen, die das Leben lebenswert machen“, betonte einst der französische Schriftsteller und Journalist Guy de Maupassant. Ich wünsche Ihnen bei der Lektüre interessante Begegnungen mit zwölf Persönlichkeiten aus unserer Mitte.

Mit herzlichen Grüßen, Ihr

Prof. Dr. Johannes Wessels
Rektor der WWU Münster

Inhalt

JANUAR

Prof. Dr. Wolfgang Grünstäudl

Seit Januar ist Wolfgang Grünstäudl Professor am neu gegründeten „Institut für Biblische Exegese und Theologie“ (IBET) der Katholisch-Theologischen Fakultät.

4–7

FEBRUAR

Prof. Dr. Andrea Rentmeister

Im Februar erhält Andrea Rentmeister, Institut für Biochemie, einen „Proof of Concept Grant“ des Europäischen Forschungsrats (ERC) für ein neues Verfahren, mit dem sich die mRNA in lebenden Zellen gezielt aktivieren lässt.

8–11

MÄRZ

Prof. Dr. Ricarda Vulpius

Ab März avanciert Ricarda Vulpius, Historisches Seminar, als Russland-Ukraine-Expertin zu einer national gefragten Gesprächspartnerin für die Medien und die Öffentlichkeit.

12–15

APRIL

Prof. Dr. Stefan Schlatt

Nicht nur am Tag des Versuchstiers am 24. April setzt sich Stefan Schlatt, Leiter des Centrums für Reproduktionsmedizin und Andrologie (CeRA), für Transparenz in der tierexperimentellen Forschung ein.

16–19

MAI

Tom Niers

Seit Mai sind Tom Niers, angehender Geoinformatiker, und zwei seiner Kommilitonen dafür verantwortlich, dass smarte Vogelhäuschen in Privatgärten stehen.

20–23

JUNI

Dr. Natalie Powroznik

Am 13. Juni stellt Natalie Powroznik, Ethnologin und Soziologin, mit vier weiteren Wissenschaftlern die Studie „Macht und sexueller Missbrauch in der katholischen Kirche“ der Öffentlichkeit vor.

24–27

JULI

Dr. Maximilian Kückelhaus

Im Juli führt Maximilian Kückelhaus als erster Chirurg weltweit einen vollständig robotergestützten mikrochirurgischen Eingriff an einem lebenden Menschen durch.

28–31

AUGUST

Franziska Schalkamp

Seit August 2022 absolviert Franziska Schalkamp eine Ausbildung zur Veranstaltungskauffrau beim Hochschulsport (HSP).

32–35

SEPTEMBER

Prof. Dr. Nils Neuber

Im September zeichnet das Land Nordrhein-Westfalen Nils Neuber vom Institut für Sportwissenschaft mit dem „Landespreis Sportwissenschaft 2022“ aus.

36–39

OKTOBER

Cosmo Grünh

Im Oktober startet für Cosmo Grünh, angehender Jurist und Spieler der WWU Baskets, die erste Saison in der 2. Basketball-Bundesliga.

40–43

NOVEMBER

Heiko Maschke

Im November ist Heiko Maschke, zuständig für die Gebäudetechnik, damit beschäftigt, möglichst schnell und flächendeckend die Energieeinsparziele der WWU in die Praxis umzusetzen.

44–47

DEZEMBER

Dr. Judith Küper

Im Dezember vergibt das Rektorat einen der 15 Dissertationspreise an Judith Küper aus dem Fachbereich Erziehungswissenschaft und Sozialwissenschaften.

48–51



Der leuchtend rote Schriftzug GEHORCHE KEINEM an der Fassade der Universitäts- und Landesbibliothek hat es Wolfgang Grünstäudl angetan, der die Aussage des Kunstwerks gerade aus Sicht der Theologie relevant findet.

DOPPELTER ANFANG

Dr. Wolfgang Grünstäudl ist seit Januar 2022 Professor am neu gegründeten Institut für Biblische Exegese und Theologie (IBET) der Katholisch-Theologischen Fakultät. Im Gespräch mit Brigitte Heeke gibt der Theologe Einblicke in seine alltägliche Arbeit, seine Disziplin, in die Bedeutung von Methodenwissen und von internationalen Kooperationen.

Der Weg zum Büro von Wolfgang Grünstäudl führt durch das Dekanatsgebäude der Katholisch-Theologischen Fakultät, dessen Lage zwischen dem Dom und der Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) etwas von der produktiven Spannung verrät, in der sich die katholische Theologie als wissenschaftliche Disziplin bewegt. In der zweiten Etage fallen die Büros etlicher Bibelwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler auf, die am Institut für Biblische Exegese und Theologie (IBET) arbeiten. Sie sind es, die das Alte und Neue Testament interpretieren und vor allem den „literarischen und theologischen Reichtum der biblischen Textwelten“ erschließen – so heißt es in der Selbstbeschreibung des Instituts.

Im Büro von Wolfgang Grünstäudl stapeln sich zahlreiche Umzugskisten an einer Wand. Ist der Hochschullehrer im ersten Jahr am IBET noch nicht dazu gekommen, seine Kisten auszupacken? „Das sind Archivalien, die von einem meiner Vorgänger stammen“, erläutert er. „Exegese kann man nicht betreiben, ohne um ihre wissenschaftliche Vorgeschichte zu wissen.“ Auf seiner Professur für Theologie des Neuen Testaments und Biblische Didaktik ist Wolfgang Grünstäudl unter anderem Nachfolger von Karl Löning, von dem zwei der Aquarelle stammen, die die Bürowände schmücken. Aus dem wissenschaftlichen Nachlass des 2022 verstorbenen Wissenschaftlers erhielt der Neuberufene kürzlich diverse Bücher und Aktenordner, die er nun sichten wird. „Neben Einblicken in die persönliche und methodische Arbeitsweise verraten exegetische Nachlässe viel über die Entwicklung der Exegese und Theologie in ihrem jeweiligen zeitlichen Kontext“, erläutert Wolfgang Grünstäudl, der sich bereits oft

mit der Geschichte der Exegese in anderen Forschungsprojekten beschäftigte. Von historischen Debatten sei auch die gegenwärtige Theologie geprägt. Beispielsweise mussten vorangegangene Generationen den Gebrauch heute selbstverständlicher Methoden erst mühsam erkämpfen. Daneben habe es auch exegetische Diskurse gegeben, die in eine Sackgasse führten. Daraus könne man viel lernen.

Nicht nur die Geschichte seiner Disziplin, auch die Geschichte des Standorts Münster prägt die Arbeit von Wolfgang Grünstäudl. Die Universität Münster sei unter den Exegeten weltweit bekannt, insbesondere durch das „Institut für Neutestamentliche Textforschung“, kurz INTF, das an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der

„Wenn Sie als Neutestamentler irgendwo auf der Welt an einer Tagung teilnehmen und sagen, dass Sie aus Münster sind, weiß jeder sofort Bescheid.“

Prof. Dr. Wolfgang Grünstäudl

WWU institutionell verankert ist. „Wenn Sie als Neutestamentler irgendwo auf der Welt an einer Tagung teilnehmen und sagen, dass Sie aus Münster sind, weiß jeder sofort Bescheid.“ Denn die wissenschaftlichen Handausgaben des Neuen Testaments – wie der am INTF erstellte „Nestle-Aland“ mit dem rekonstruierten griechischen

J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

Ausgangstext – seien von entscheidender Bedeutung für die neutestamentliche Forschung. Der ursprüngliche Text des Neuen Testaments ist nicht erhalten, sondern muss durch den Vergleich tausender Handschriften aus verschiedenen Jahrhunderten rekonstruiert werden. Das INTF leiste dazu einen großen Beitrag. An der Evangelisch-Theologischen Fakultät, der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster und dem IBET gibt es nicht weniger als zehn Professuren zur Bibelwissenschaft. „Diese Häufung ist auch international sehr ungewöhnlich“, erklärt Wolfgang Grünstäudl. Ein solch breit aufgestellter bibelwissenschaftlicher Standort biete sowohl den Professoren als auch Studierenden und jungen Forschern einmalige Möglichkeiten zum Austausch.

Im Wintersemester 2021/22 wurde die ohnehin vielfältige bibelwissenschaftliche Landschaft um das IBET ergänzt. Für Wolfgang Grünstäudl liegen die Vorteile auf der Hand, sowohl für die Lehre als auch in der Forschung. Das IBET biete Studierenden ein breit gefächertes Lehrangebot und die Möglichkeit, eigene Schwerpunkte zu setzen. Das gelte für den gesamten bibelwissenschaftlichen Bereich, vom Proseminar bis zur Sprachenausbildung. „Darüber hinaus sind Absprachen zu curricularen Abläufen und Kompetenzanforderungen eine große Chance.“

Häufig werde die Bedeutung von Methodenwissen gegenüber dem unverzichtbaren Fachwissen übersehen. Methodenwissen zu fördern sei umso wichtiger, als die Studierenden verschiedener Fach- und Lehramtsstudiengänge mit unterschiedlichen Voraussetzungen und unterschiedlichem Vorwissen in die Lehrveranstaltungen kommen. Das IBET mache es leichter, mit dieser Herausforderung umzugehen und an einheitlichen Standards zu arbeiten. „Das kann ein wesentliches Argument für die Wahl des Studienorts Münster sein.“ Zumal das Institut Anregungen der Studierenden aufnimmt: Im vergangenen Semester beispielsweise wünschten sie sich eine Hermeneutik-Vorlesung, um zu lernen, wie sie Texte auslegen und erklären beziehungsweise interpretieren können. Im Sommersemester 2023 wird das Institut eine solche Veranstaltung anbieten.

Jetzt kann man erahnen, warum sich auf dem Schreibtisch Bücher zum Thema Hermeneutik stapeln. Hermeneutische Fragestellungen seien eine wichtige Ergänzung exegetischer Arbeit, die sich unter anderem historischer, philologischer und literaturwissenschaftlicher Methoden bedient. „Durch Hermeneutik wird erkennbar, mit welchen Verstehensmustern wir uns biblischen Texten nähern, wie unterschiedlich Bibeltexte ausgelegt werden können und welche Relevanz der Bibel auch heute zu-

kommt.“ Diese Aspekte seien nicht zu unterschätzen und der Grund dafür, dass das Neue Testament auch heute noch erforscht werden müsse, obwohl es sich dabei um eine Textsammlung von geringem Umfang handelt. Jede Generation werfe neue Fragestellungen auf, dadurch gerate die Bibel unter immer neuen Perspektiven in den Blick. „Das hat auch eine gesellschaftspolitische Dimension, liefert es doch einen wissenschaftlich fundierten Gegenpol zu Arten der Verwendung von Bibeltexten, die einen schauern lassen, etwa bei US-amerikanischen Fundamentalisten oder wenn russische Geistliche den Angriffskrieg in der Ukraine mit der Bibel rechtfertigen“, betont Wolfgang Grünstäudl.

Doch nicht nur hinsichtlich gegenwärtig relevanter Fragen, sondern auch mit Blick auf den antiken Kontext sieht Wolfgang Grünstäudl Forschungsbedarf. Dies betreffe beispielsweise die Geschichte der Zusammenstellung der heute für die unterschiedlichen christlichen Gemeinschaften verbindlichen Texte zu einem Kanon. Diese wurde im Laufe der Geschichte ausgehandelt und nahm schließlich im 4. Jahrhundert n. Chr. stabilere Formen an. Wie dies vor sich ging, ist in vielerlei Hinsicht unbekannt. Heute wird der Umfang des Kanons nicht mehr verhandelt, doch seine Inhalte gelten mitunter als schwierig, beispielsweise was Geschlechterrollen oder die Festlegung von Gruppenidentitäten angeht.

Aktuell arbeitet der Wissenschaftler, der nach seinem Studium in Wien an den Universitäten Koblenz-Landau, Wuppertal und Regensburg tätig war, an einer umfang-

„Mir ist es wichtig, Menschen mit unterschiedlichen Perspektiven miteinander ins Gespräch zu bringen.“

Prof. Dr. Wolfgang Grünstäudl

reichen Kommentierung des zweiten Petrusbriefs und des Judasbriefs, zweier für die Entstehung des Neuen Testaments bedeutsamer Schriften. Darin geht es um Abgrenzung: „Beide Texte sind sehr polemisch – es geht darum, anderen das Christentum abzusprechen.“ In ihrer Entstehungszeit sei dies möglicherweise ein normaler Reflex gewesen, um die noch junge Kirche durch Abgrenzung zu stärken. Später wurden solche Bibeltexte jedoch genutzt, um zu untermauern, wer den vermeintlich wahren Glau-

ben hat und wer als Ketzer zu verurteilen ist. „Heute haben wir darauf eine andere Perspektive“, betont Wolfgang Grünstäudl. Es bleibe jedoch die Frage, wie man mit solchen „schwierigen Bibeltexten“ umgehen kann, wie diese Texte heute zu lesen seien, ohne sie zu entwerten oder zu vereinnahmen.

Und was erhofft sich Wolfgang Grünstäudl von der Zukunft? „Mir ist es wichtig, Menschen mit unterschiedlichen Perspektiven miteinander ins Gespräch zu bringen.“ Dieses Jahr soll das auf einer Tagung zu Innovationen, bei der unter anderem Kolleginnen und Kollegen aus der Soziologie beteiligt sind, sowie durch den Besuch eines Gastwissenschaftlers aus den USA gelingen. Die exegetische Zusammenarbeit dürfe sich nicht auf den deutschsprachigen Raum beschränken. „Und vielleicht sollte ich die Umzugskartons nicht allzu weit hinten im Keller verstauen“, meint er. Denn das IBET soll mit allen anderen theologischen Instituten und Fakultäten in ein paar Jahren auf den Hüffer-Campus umziehen. Islamische, evangelische und katholische Theologie an einem Ort – das werde einen produktiven interreligiösen Dialog auf vielen Ebenen ermöglichen. Wolfgang Grünstäudl ist zuversichtlich: „Ich freue mich sehr darauf, diese neue Phase theologischer Forschung und Lehre am traditionsreichen Standort Münster mitzugestalten.“

Wissenschaftliche Innovation im Angesicht der Tradition: Von seinem Schreibtisch in der Katholisch-Theologischen Fakultät an der Johannisstraße aus hat der Theologe Wolfgang Grünstäudl einen guten Blick auf die Überwasserkirche.



J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D



„Ich möchte aus allen das Beste rausholen“

Dr. Andrea Rentmeister ist Professorin für Biologische Chemie und Biomolekulare Markierungschemie. Im Februar 2022 erhält sie einen „Proof of Concept Grant“ des Europäischen Forschungsrats (ERC) für ein neues Verfahren, mit dem sich die mRNA in lebenden Zellen gezielt aktivieren lässt. Mit Christina Hoppenbrock spricht sie über ihre Begeisterung für Chemie, die Verantwortung für ihr Team und Erfahrungen aus dem Leistungssport.

Andrea Rentmeister ist stolz auf ihr Team aus talentierten jungen Menschen.

Von der ersten Chemievorlesung als Studentin bis zu einem ERC Grant ist es ein weiter Weg. Was hat Sie motiviert, ihn zu gehen?

Die Begeisterung für die Chemie begleitet mich schon fast mein ganzes Leben; ich wollte bereits als Kind Chemikerin werden. Damals habe ich mir zuhause in Graz Reagenzgläser beim Glasbläser gekauft und mir im Kinderzimmer ein „Labor“ eingerichtet. Keine Ahnung, wo diese Neigung herkam. In meiner Familie hatte niemand etwas mit Chemie am Hut.

Jedenfalls hat Ihre Begeisterung bis heute angehalten ...

In der Biochemie verändert man die Biomoleküle und damit deren Eigenschaften, um gewisse Effekte zu erreichen. Ich finde es faszinierend, Moleküle zu verstehen und zu verändern. In meiner Forschung erlebe ich diesen Dreiklang aus Markieren, Analysieren und Manipulation: Wir markieren große Biomoleküle, die mRNA, um sie innerhalb der Zelle sichtbar und für Untersuchungen zugänglich zu machen. Schließlich können wir gezielt ihre Eigenschaften verändern. In einer lebenden Zelle ist es noch einmal viel komplexer als im Reagenzglas, da müssen die chemischen Reaktionen hochselektiv sein. Die sogenannte Click-Chemie, für die es 2022 den Nobelpreis gab, ist beispielsweise für den Einsatz in lebenden Zellen geeignet, und wir nutzen diese Art der Chemie auch in unserer Arbeitsgruppe.

Ein „Labor“ im Kinderzimmer – aber neben der Chemie hatten Sie doch auch andere Leidenschaften, oder?

Das stimmt. Anfang der 1990er Jahre, mit 13 oder 14 Jahren, habe ich angefangen, Mountainbike zu fahren – und zu fechten.

Dann haben Sie es sehr schnell sehr weit gebracht. Ich habe gelesen, dass Sie beispielsweise 2000 und 2007 österreichische Meisterin im Degenfechten waren. Im Jahr 2000 nahmen Sie an den Olympischen Spielen in Sydney teil, wo Sie als Degenfechterin im Einzelwettkampf für Ihr Heimatland Österreich antraten ...

Das ist richtig. Ich nahm mir vom Studium ein halbes Jahr Auszeit, um mich vorzubereiten. Damals war ich auf Weltranglistenplatz 15 und musste zunächst gegen Rang 18 antreten. Mir war klar, dass es knapp ist, aber dieses Gefecht habe ich gewonnen. Erst in der nächsten Runde gegen die vormalige Olympiasiegerin Laura Flessel-Colovic, die auf Rang zwei stand, habe ich verloren.

Hat dieses Sportereignis Ihr Leben beeinflusst?

Nein. Ich war damals sehr fokussiert auf meine Aufgabe als Fechterin und habe das Großereignis Olympia gar nicht so stark wahrgenommen. Aber der Sport an sich hat mich beeinflusst, man lernt viel über sich selbst. Beim Fechten ist man auf der Bahn allein mit dem Gegner. Ich stand da mit meinen Ängsten und musste damit klarkommen, wenn meine Gegnerin sich unvorhergesehen verhielt.

J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

Haben Sie somit durch Ihre sportliche Karriere auch etwas für Ihre berufliche Laufbahn gelernt?

Auf jeden Fall. Damals dachte ich, ich verliere durch den Sport bloß Zeit, die mir für mein Studium fehlt. Aber heute sehe ich es anders. Ich beobachte, dass meine Teamkolleginnen von damals alle mit beiden Beinen im Leben stehen. Wir alle sind durch den Fechtsport selbstsicherer geworden. Mir helfen meine Erfahrungen beispielsweise, wenn ich einen wichtigen Vortrag halten muss.

Als Hochschullehrerin sind Sie auch Führungskraft ...

Neben dem Umgang mit Stress habe ich durch den Fechtsport gelernt, Teammitglieder zu motivieren. Bei den Mannschaftswettbewerben im Fechten, also in der Stafette, zählt jeder einzelne Treffer und kann am Ende für das Team den Sieg bedeuten. Mit meinem Heimatverein gewannen wir beispielsweise in der Stafette zweimal die österreichischen Meisterschaften, obwohl wir Außen-seiter waren. Und wir besiegten mit der österreichischen Mannschaft bei einer Europameisterschaft Deutschland, was uns niemand zugetraut hatte. Es ist also von Bedeutung, immer alle – auch die Schwächsten – zu motivieren, egal, wie stark der Gegner zu sein scheint. Das ist mir in meiner Arbeitsgruppe auch extrem wichtig, obwohl die wissenschaftliche Arbeit natürlich kein Fechtturnier ist.

Was bedeutet das für die Arbeit mit Ihrem Team?

Jeder hat seine Stärken und Schwächen. Ich möchte aus allen das Beste raussholen. Das nächste eigene Experiment ist für jeden persönlich das wichtigste, und es ist zweitrangig, dass nicht jeder es am Ende schafft, in „Nature“ zu publizieren. In meiner Arbeitsgruppe ist mir übrigens gegenseitiges Vertrauen auch extrem wichtig. Schließlich: Egal, wie groß der Stress ist – der Umgang miteinander muss freundlich bleiben.

Heute fechten Sie nicht mehr, oder?

Nein. Während meines Chemiestudiums wechselte ich extra von Graz nach Bonn, weil ich dort bessere Trainingsbedingungen fürs Fechten hatte und Studium und Sport besser unter einen Hut bekam. Als ich für mein Postdoktorat in die Arbeitsgruppe von Frances Arnold ans California Institute of Technology ging, war klar, dass ich den Leistungssport aufgeben musste. Ohne Sport geht es allerdings bei mir nicht, sonst werde ich zum Stinkstiefel, fürchte ich. Ich mache jeden Tag ein bisschen Ausdauersport: Schwimmen, Laufen oder Radfahren. Das tut mir gut und hilft mir beim Abschalten. Der Vorteil ist, dass ich bei diesen Sportarten zeitlich und örtlich flexibel bin. Ich kann das Training also gut mit meiner Arbeit in Einklang bringen.

Sie waren eine erfolgreiche Leistungssportlerin und sind eine ebenso erfolgreiche Wissenschaftlerin. Worauf sind Sie stolz?

Ich arbeite mit sehr talentierten jungen Menschen zusammen, die ich teils vom Bachelor über die Master- und Doktorandenzeit bis hin zum „fertigen“, kritischen Wissenschaftler begleite. Auf diese jungen Leute bin ich sehr stolz. Ich hatte beispielsweise mal eine Doktorandin, die fachlich sehr gut, aber damals extrem schüchtern war. Vor Kurzem hat sie ein Start-up gegründet. Wow! Es ist einfach großartig, eine solche Entwicklung zu sehen.

Frances Arnold vom California Institute of Technology, bei der Sie Ihren Postdoc gemacht haben, erhielt 2018 den Nobelpreis für Chemie. Was bedeutet das für Sie?

An den Tag, als das bekannt wurde, erinnere ich mich genau. Ich mähte gerade zuhause den Rasen, als mein Mann nach draußen kam, um mir die Nachricht zu überbringen. Ich habe mich sehr für sie gefreut. Sie hatte früher ordentlich Gegenwind als Frau an einer technischen Universität – sie musste sehr um ihre Rechte kämpfen, zum Beispiel um die Verstetigung ihrer Stelle. Später bekam sie den Nobelpreis, und inzwischen sind am Caltech vermutlich alle froh, dass sie da ist.

Wir haben bislang viel über Erfolge und Fortschritte gesprochen. Aber natürlich müssen auch Sie mit Misserfolgen leben – wie gehen Sie damit um?

Es ist Ansichtssache, was Misserfolge sind. Was meinen Sie, wie viele Grant-Anträge wir als Wissenschaftler schreiben? Natürlich klappt es längst nicht immer, und man könnte jedes Mal von einem Misserfolg sprechen. Ich habe auch Stellen nicht bekommen, auf die ich mich beworben habe. Ich sehe es so: Man lernt jedes Mal etwas dabei. Man setzt bei Chemikerinnen und Chemikern traditionell eine gewisse Frustrationstoleranz voraus. Viele Experimente funktionieren längst nicht sofort so, wie man



Die „Flash-Caps“ werden in die mRNA eingebaut (Grafik). Andrea Rentmeister schafft es auf diese Weise, die Herstellung von Proteinen in lebenden Zellen zu steuern.

„Flash-Caps“ und Co. – das Projekt

Andrea Rentmeisters Aufmerksamkeit als Forscherin gilt einem Biomolekül, ohne das kein Lebewesen existieren könnte: der mRNA. Diese „Messenger-RNA“ oder auf Deutsch „Boten-RNA“ spielt eine zentrale Rolle bei der Herstellung von Proteinen in den Zellen. Andrea Rentmeister hat mit ihrem Team ein neues biochemisches Werkzeug entwickelt, mit dem sie die Translation („Übersetzung“) von RNA in Proteine innerhalb von Zellen kontrolliert. Herzstück des Verfahrens sind sogenannte Flash-Caps. Diese kleinen von den münsterschen Chemikern hergestellten Moleküle werden in die mRNA eingebaut, und die Translation von langen mRNA-Sequenzen wird dadurch fast vollständig blockiert. Das Besondere: Im Gegensatz zu anderen Verfahren wird die mRNA-Sequenz nicht verändert. Licht spielt eine weitere Schlüsselrolle: Durch Beleuchtung werden die Flash-Caps wieder entfernt – die natürliche mRNA liegt anschließend ohne Veränderungen vor. Das Verfahren ist in Standardlaboren weltweit einsetzbar: in der Molekularbiologie, der RNA-Biochemie, der Zellbiologie und in der Entwicklung von mRNA-Therapeutika. Das Team arbeitet auch an Verbesserungen. Inzwischen gibt es eine Weiterentwicklung der Flash-Caps, die „Cou-Caps“. Diese „Kappen“ werden nicht wie die Flash-Caps mit UV-Licht abgespalten, sondern mit sichtbarem Licht – also unter mildereren, die Zellen schonenden Bedingungen.

Der mit 150.000 Euro dotierte „Proof of Concept Grant“ ermöglicht es Andrea Rentmeister und ihrem Team, auszuloten, ob der Transfer in die Praxis gelingen kann. In Kooperation mit dem Wirtschaftschemiker Prof. Dr. Jens Leker prüft sie beispielsweise, ob es möglich ist, mit ihrer Entwicklung eine Firma zu gründen, oder ob eine bereits bestehende Firma das Verfahren in ihr Portfolio aufnehmen könnte. Das Team bietet Wissenschaftlern an, die Technik auszuprobieren. Das Feedback soll helfen, herauszufinden, an welchen Stellen sie noch verbessert werden könnte.

es sich gedacht hat. Aber auch hier gilt: Solange man aus einem Experiment etwas lernen kann, ist es ein gutes Experiment. Nach Jahrzehnten in der Wissenschaft ist meine Definition von Misserfolg etwas anders als früher, man darf nicht alles so nah an sich heranlassen. Ich lasse mich gerne von dem Spruch leiten, dass man Fehler machen darf – aber jeden Fehler nur einmal.

Wenn man für seine Doktorarbeit nur einen begrenzten Zeitraum zur Verfügung hat, können hartnäckig schieflaufende Experimente aber doch sehr belastend sein, oder?

Ja, aber es gehört ja auch zu meinen Aufgaben, dass ich die jungen Leute zum Erfolg führe. Wenn eine Themenstellung in eine Sackgasse führt, kann das auch heißen, dass ich dafür sorgen muss, dass die- oder derjenige rechtzeitig ein anderes Thema erhält.

Blicken wir zum Schluss in die Zukunft: Was möchten Sie beruflich noch erreichen?

Man kann nicht alles planen. Es ist wie beim Fechten: Man kann nur sein Bestes geben und weiß vorher nicht, ob es zur Qualifikation für Olympia reicht. Als Hochschullehrerin möchte ich, dass die Studierenden eine gute Ausbildung im Bereich Biochemie bekommen und die Doktorandinnen und Doktoranden optimal betreut sind. Und natürlich möchte ich im akademischen Bereich Erfolg und Einfluss haben und zu den Besten meiner Zunft gehören. Mir ist es wichtig, kreative und innovative Forschung zu machen. Vielleicht gelingt es mir auch, ein Produkt zu entwickeln. Ich fände es großartig, etwas zu schaffen, das in der Forschung verwendet wird.



<https://flash-caps.de>

Mit großem Interesse studiert Ricarda Vulpius die Inschriften auf dem Ehrenmal am Ende der Kriegsgräberstätte Haus Spital.

AUF DEN MAUERFALL FOLGTE DIE LEIDENSCHAFT FÜR OSTEUROPA

Im Frühjahr 2022 überfällt Russland die Ukraine – mit einem WWU-Podcast avanciert die Russland-Ukraine-Expertin **Prof. Dr. Ricarda Vulpius** vom Historischen Seminar ab März zu einer national gefragten Gesprächspartnerin für die Medien und die Öffentlichkeit. Mit Autor Norbert Robers macht sie einen Spaziergang – auf russischen Spuren in Münster.

Die eine oder andere Lektion über Zar Peter den Großen, Wladimir Lenins Rolle in der Revolution von 1917 und als Begründer der Sowjetunion, der Kalte Krieg: Als Ricarda Vulpius im Frühjahr 1989 ihr Abitur an einem Bonner Gymnasium ablegte, war sie mit dem seinerzeit üblichen Mindestmaß an historischem Wissen über den Osten Europas ausgestattet. Was studieren und mit welchem Berufsziel? All das stand für die junge Abiturientin noch in den westdeutschen Sternen, als sich mit dem Abriss der Mauer ab dem 9. November plötzlich nicht nur ein weltgeschichtlich relevantes Kapitel auftrat, sondern sich damit für Ricarda Vulpius auch viele Antworten ergaben. „Für mich war sofort klar, dass ich als Reaktion auf den Mauerfall osteuropäische Geschichte studieren wollte“, betont sie.

Die Geschichte des russländischen Imperiums – eines Imperiums, das von einer multiethnischen Elite geführt wurde, dem auch Minister deutschbaltischer oder pol-

nischer Herkunft angehörten –, des Zarenreichs und der Ukraine standen fortan im Mittelpunkt ihres Interesses, ihrer akademischen Karriere und ihrer Forschung. Es war genau diese Kombination, die im Februar 2022 aus leicht nachvollziehbaren Gründen binnen weniger Tage dazu führte, dass Ricarda Vulpius zu einer stark gefragten und hochgeschätzten Gesprächspartnerin für die Öffentlichkeit wurde. „Der Podcast mit der WWU-Pressestelle war schuld, danach konnte ich mich vor Anfragen kaum noch retten“, sagt die gebürtige Bonnerin und lacht, als wir uns an einem sonnigen Nachmittag zu einem Spaziergang durch Münster aufmachen. Zahlreiche Medien, berichtet sie, hätten sie in der Folge um eine Einschätzung, um Interviews und Gastbeiträge zu den (Hinter-)Gründen für Wladimir Putins Überfall auf die Ukraine gebeten; ebenso viele Clubs, Bildungswerke und Volkshochschulen luden sie zu Vorträgen ein. Ricarda Vulpius, die seit 2021 den Lehrstuhl für osteuropäische und ostmitteleuropäische Geschichte an der WWU innehat, ist als die Russland-Ukraine-Expertin weit über Münster bekannt.

Zu Fuß und mit dem Auto folgen wir russischen Spuren in Münster, die der ehemalige münstersche Oberbibliotheksrat Dr. Gottfried Kratz in einem Aufsatz zusammengetragen hat. Ricarda Vulpius geht langsam durch die Reihen der Kriegsgräberstätte Haus Spital im Stadtteil Nienberge, auf dem etwa 800 Kriegstote des Ersten und Zweiten Weltkriegs ruhen. Ursprünglich für die Toten aller Nationen des seinerzeit benachbarten Gefangenenlagers angelegt, ließen Belgien, Italien, Frankreich und Großbritannien nach 1945 deren Überreste in die jeweilige





Zwinger an der Promenade, Münster

Ricarda Vulpius und Norbert Robers machen auch am Zwinger an der Promenade Station.

Heimat überführen. Übrigblieben die sowjetischen Lagertoten – seitdem gilt Haus Spital als „Russen-Friedhof“. Wir machen eine kurze Pause neben dem Ehrenmal am Ende des etwa 200 Meter langen Friedhofs. Das 1915 eingeweihte und vier Meter hohe Denkmal wird durch einen Steinsockel und einen Obelisken gebildet, auf dem das Wappen des Vereinigten Königreichs, das Wappen des russischen Zarenreiches, das belgische Königswappen und der gallische Hahn vereint sind. Halbwegs frische Blumen stehen auf dem Fuß, eine Holzkette mit einem Kreuz hängt an der Seite.

„Drei Tage vor dem Überfall auf die Ukraine hielt Putin eine Meisterrede des Demagogischen.“

„Seit 1990 gibt es den sogenannten Transnistrien-Konflikt unter Beteiligung Russlands, 2008 brach der Krieg zwischen Georgien und Russland los, 2014 ließ Präsident Putin die Krim überfallen und annektieren: Auf all das hätten der Westen und die Weltgemeinschaft viel schärfer reagieren müssen, um eine weitere Eskalation zu verhindern“, antwortet sie. „Aber man wähte sich mit Blick auf die rund 27 Millionen Toten, die die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg beklagen musste, noch immer in der Schuld Russlands und hat deswegen genau das Gegenteil gemacht – hinnehmen und beschwichtigen. Obwohl man wusste, dass Putin die Ukraine wie auch Belarus nach wie vor als Teil einer

allrussischen Nation betrachtet, und obwohl man spätestens seit 2014 sehen konnte, dass er zu brutalem, völkerrechtswidrigem Vorgehen zur Wiederherstellung eines Großreichs bereit ist. Drei Tage vor dem Überfall auf die Ukraine am 24. Februar hielt er eine Meisterrede des Demagogischen – spätestens an diesem Tage war klar, dass er in Kürze losschlagen würde.“

Wir machen uns von Nienberge aus mit dem Auto auf den Weg zum Zwinger an der Promenade, in dem die Nazis im Zweiten Weltkrieg sowjetische Kriegsgefangene hingerichteten. Ricarda Vulpius berichtet davon, wie sie 1989 auf einer Studienreise Moskau besuchte und dort ihren späteren deutschen Ehemann kennenlernte, von ihrem einjährigen Studienaufenthalt ab 1991 im sibirischen Irkutsk – den Zerfall der Sowjetunion erlebte sie somit hautnah vor Ort mit. Ursprünglich wollte sie als Journalistin arbeiten, für die Nachrichtenagentur Reuters verfasste sie einige Texte. „Aber vor allem in der Zeit in Irkutsk spürte ich, wie ich mehr und mehr die journalistisch notwendige Distanz verlor. Ich habe menschliche Dramen erlebt, beispielsweise ließ eine Frau aus purer wirtschaftlicher Not und Verzweiflung ihr Kind abtreiben. Dies empfand ich als so unerträglich, dass es für mich unmöglich war, über die Ereignisse in diesem Land nüchtern und sachlich zu berichten.“

Von der Kanalstraße kommend laufen wir auf den Zwinger zu – ein steinernes Monument der Unmenschlichkeit und Brutalität. „Der Krieg in der Ukraine erschüttert mich jeden Tag aufs Neue“, sagt Ricarda Vulpius, die 2018 über das Thema „Russland als Imperium im 18. Jahrhundert. Imperiale wie koloniale Konzepte und Praktiken der russländischen Elite“ an der LMU München habilitierte. Ihre enge Verbundenheit mit beiden Ländern führe dazu, dass sie sich immer wieder über



„Mögen sie in Frieden ruhen“ steht über dem vom französischen Bildhauer Broucke 1916 gestalteten schmiedeeisernen Eingangstor zum Ehrenfriedhof Haus Spital.

ihre aktuelle Rolle als „Betroffene und Wissenschaftlerin“ klarwerden müsse. „Emotionale Reaktionen sind mir wichtig. Zugleich hilft mir die Wissenschaft dabei, mich von dieser Betroffenheit lösen zu können – sie ist für mich eine Art Fluchtpunkt.“

Wir setzen uns in eine Fensternische des Zwingers und beobachten die Radfahrer. „Hier an der Promenade fällt mir einmal mehr auf, wie viel Lebensqualität Münster bietet. Ich fühle mich sehr wohl“, unterstreicht sie. Noch pendelt sie zwischen Berlin und Münster, eines ihrer drei Kinder studiert an der WWU. „Mittelfristig könnten wir uns hier einen zweiten Lebensmittelpunkt aufbauen.“ Ricarda Vulpius mag Literatur und Musik, beim Klavierspielen kann sie bestens entspannen.

„Es gab und gibt zu viele Putin-Versteher.“

Wir lesen bei Gottfried Kratz, dass beispielsweise nach der Völkerschlacht bei Leipzig russische Truppen am 6. November 1813 auf dem münsterschen Neuplatz, also vor dem 1787 fertiggestellten Schloss, „bei ihren Pferden lagerten und zum Feuer einen Theil der Bäume aus der nahen Allee brauchten“. Überall hätten die Kaufleute ihre Läden geschlossen, „denn die Kosaken kauften wohl, bezahlten aber selten“. Ricarda Vulpius, die Russisch, Englisch, Französisch und Latein beherrscht und zudem ukrainische Texte lesen kann, hat viele Russen kennengelernt. „Sie sind sehr gastfreundlich, im Umgang zuweilen aber auch grob. Viele Russen sind zudem eher informell, was bei manchen Anlässen erleichternd, bei anderen irritierend auf mich wirkt.“

Weit mehr als irritierend, vielmehr verstörend empfand Ricarda Vulpius 2014 den Aufruf von 60 deutschen Per-

sönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Medien, die die Europäer vor „Kriegstreiberei“ gegenüber Russland warnten. Mit 119 anderen Osteuropa-Experten antwortete sie darauf mit dem Aufruf der 120. Zudem setzten im Februar 2015 jeweils sieben Experten aus Deutschland und der Ukraine mit der Gründung der „Deutsch-Ukrainischen Historikerkommission“ ein Zeichen. Sie setzen sich dafür ein, die Verbreitung von Wissen über die jeweilige Landesgeschichte wechselseitig zu befördern – um vor allem einer möglichen Geschichtsklitterung entgegenzuwirken. Es gab und gebe „zu viele Putin-Versteher“, kritisiert Ricarda Vulpius.

Wir nähern uns dem Ende des Spazierwegs und blättern erneut in Gottfried Kratz' Aufsatz. „Auch Münster ist von Ende des 18. Jahrhunderts an Teil der wechselvollen Geschichte deutsch-russischer Beziehungen“, heißt es dort auf Seite 3. „Ich bin beeindruckt und auch bewegt davon, welch faszinierende russische Spuren es in Münster gibt“, betont Ricarda Vulpius. „Ich bin mir sicher, dass ich einige davon in meine Lehrveranstaltungen integrieren werde.“

Schlossplatz, Münster



Nein und Amen sagen

Der 24. April ist der Tag des Versuchstiers. Tierexperimentelle Forschung ist ein kontrovers diskutiertes Thema. Einer, der sich schon lange für Transparenz in diesem Bereich einsetzt, ist **Prof. Dr. Stefan Schlatt**. Als Leiter des Centrums für Reproduktionsmedizin und Andrologie (CeRA) erforscht er, wie neues Leben entsteht, zudem engagiert er sich als Diakon in der katholischen Kirche. Sophie Pieper besucht mit ihm sein Labor und den St.-Paulus-Dom.

Naturwissenschaft und Glaube – das mag für viele ein Widerspruch sein, nicht aber für Stefan Schlatt. Ihn interessiert beides, und so studiert er nach dem Abitur Biologie und katholische Theologie an der Universität Münster. Nach dem ersten Staatsexamen in Theologie überwiegt das Interesse für die Naturwissenschaften. Seine Abschlussarbeit schreibt er am Institut für Reproduktionsmedizin – ein Zufall oder besser gesagt eine Fügung, die er seinem Theologiestudium zu verdanken hat: Einer seiner Professoren forscht zu den ethischen Fragen der Reproduktionsmedizin und ermuntert ihn, sich auch mit der biologischen Seite des Themas zu befassen.

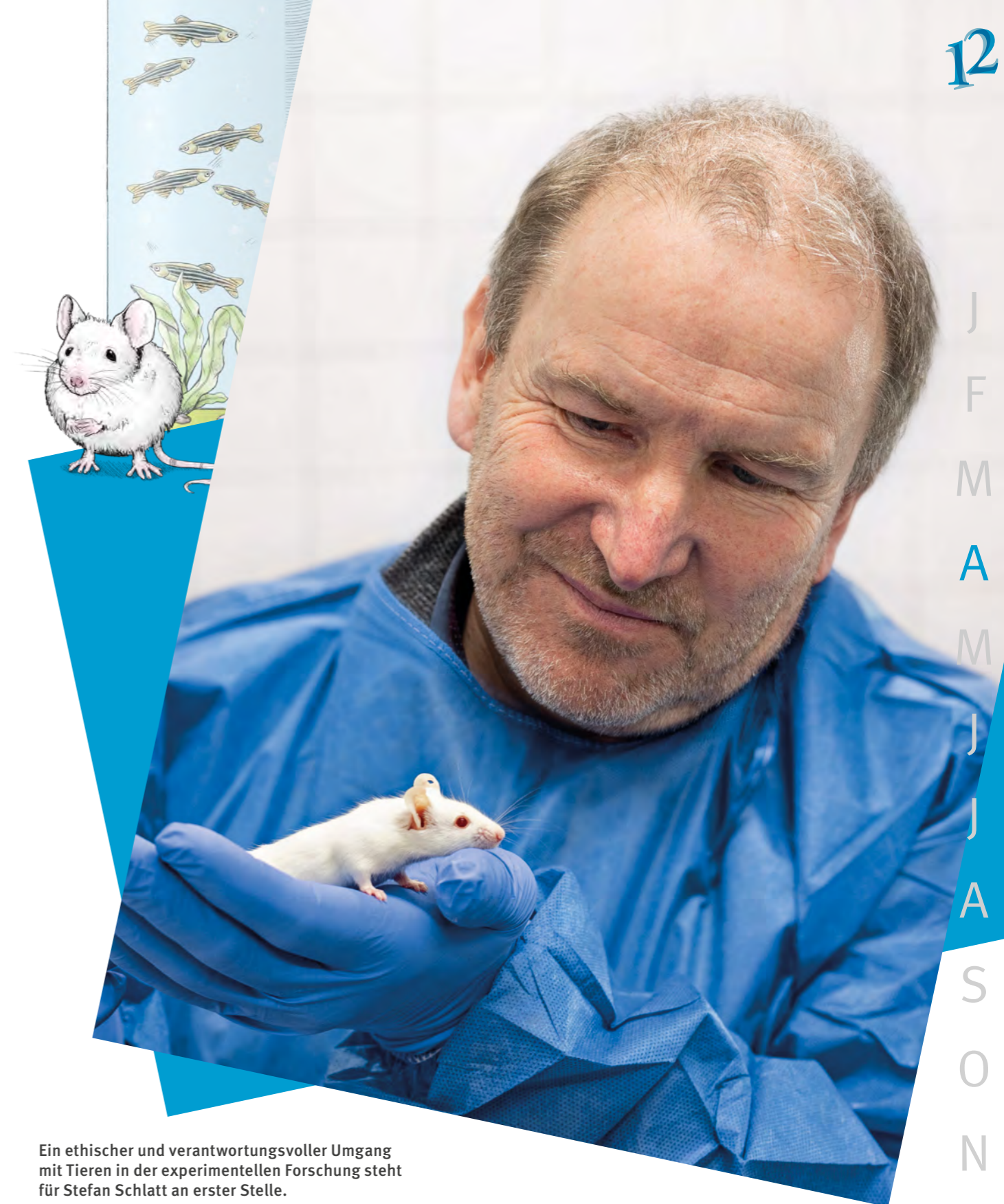
Für seine Diplomarbeit forscht Stefan Schlatt zum ersten Mal mit Versuchstieren. Er untersucht die Zyklen von weiblichen Hamstern, um Rückschlüsse auf ihre Fruchtbarkeit zu ziehen. Bei seiner Promotion sind erstmals

Primaten Teil seiner Forschung. Allerdings arbeitet er nicht direkt mit den Tieren, sondern untersucht die Hormonkonzentration in Gewebeproben. Das Institut bietet ihm anschließend eine Stelle als Postdoc an.

In dem Projekt soll es um die Pille für den Mann gehen. „Ein spannendes Thema, aber ich hatte große Bedenken, weil ich dieses Mal nicht indirekt, sondern invasiv mit den Affen arbeiten sollte. Das ist 30 Jahre her, die Haltungsbedingungen waren andere als heute. Das habe ich äußerst kritisch gesehen und dies auch offen gesagt“, erinnert sich Stefan Schlatt. Es ist das erste Mal in seiner beruflichen Laufbahn, dass er widerspricht – und nicht das letzte Mal. Seine Kritik bleibt nicht folgenlos. Im Gegenteil: Das Institut stellt ihn frei. Seine Kündigung ist jedoch nicht von Dauer. Nach einigen Tagen bittet man ihn um ein Gespräch. Stefan Schlatt trägt ein weiteres Mal beharrlich seine Argumente vor und erzielt einen Erfolg: Im Versuchsaufbau werden Parameter verändert und Haltungsbedingungen optimiert. Im Sommer 1992 tritt Stefan Schlatt die Postdocstelle an.

Es folgen Forschungsaufenthalte in Melbourne und Pennsylvania und eine Professur in Pittsburgh, bevor er im Jahr 2008 als Direktor des CeRA nach Münster zurückkehrt. Dort beschäftigt sich Stefan Schlatt in erster Linie mit der männlichen Unfruchtbarkeit. „Ich untersuche, wie sich aus Stammzellen Spermien herstellen lassen. Wenn das gelingt, können wir Jungen, die sich einer Chemotherapie unterziehen müssen, vorher Stammzellen aus den Hoden entnehmen und ihnen auf diese Weise die Möglichkeit geben, als Erwachsene ein Kind zu zeugen.“

Nicht nur die Stammzellforschung, auch die Reproduktionsmedizin ist in Deutschland ein hochbrisantes Forschungsfeld, das vielen Einschränkungen unterliegt – beispielsweise durch das Embryonenschutzgesetz.



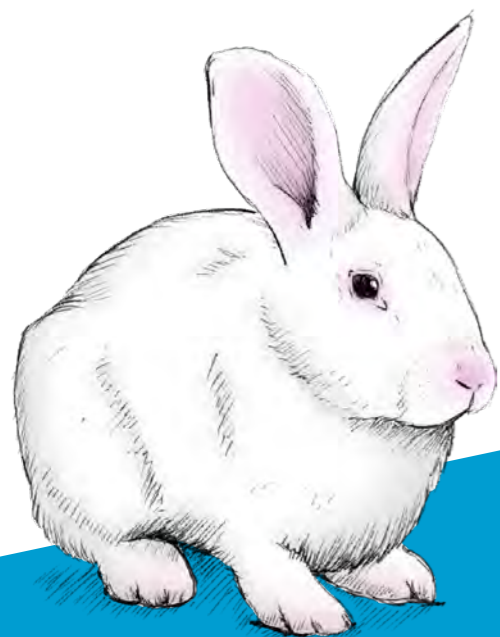
Ein ethischer und verantwortungsvoller Umgang mit Tieren in der experimentellen Forschung steht für Stefan Schlatt an erster Stelle.

Unterzieht sich ein Paar einer assistierten Befruchtung, entstehen häufig mehr Embryonen, als eingesetzt werden können. Diese lassen sich einfrieren oder an andere ungewollt kinderlose Paare spenden. Doch das Einfrieren ist für die Paare kostspielig und das Spenden in Deutschland kompliziert, sodass viele Embryonen verworfen werden müssen. Die Alternative, eine Spende für wissenschaftliche Zwecke, ist durch das Embryonenschutzgesetz verboten. „Das Gesetz ist veraltet und seit über 30 Jahren

nicht mehr reformiert worden. In anderen Ländern ist die Forschung an überzähligen Embryonen bis zu 14 Tage nach der Befruchtung erlaubt und deswegen viel weiter“, kritisiert Stefan Schlatt.

Schon lange sprechen sich Wissenschaftler und Vereinigungen wie die Leopoldina für eine Überarbeitung des Gesetzes aus – bisher vergeblich. „Bei diesem Thema herrschen häufig Vorurteile und Unwissenheit. Die Dis-

J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D





kussionen drehen sich schnell um das ‚Designerbaby‘. Dabei hat das nichts mit unserer Forschung zu tun. Wir wollen wissen, wie Eizellen oder Spermien funktionieren, und Paaren helfen, überhaupt ein Kind zu bekommen. Es geht um Leben und die Frage danach, wie es entsteht.“

Es ist nicht nur die Frage, wie Leben entsteht, die Stefan Schlatt antreibt. Es ist auch die Frage nach dem ethischen Umgang mit Leben – oder anders gesagt: mit Lebewesen. Denn in seiner Forschung sind Tierversuche unverzichtbar. Am CeRA arbeiten die Wissenschaftler mit Mäusen, Ratten oder Affen. „Wir untersuchen Mechanismen, für

„Wir wollen wissen, wie Eizellen oder Spermien funktionieren, und Paaren helfen, ein Kind zu bekommen ...“

Prof. Dr. Stefan Schlatt

die wir Behandlungen an Menschen entwickeln wollen. Dafür brauchen wir das relevanteste Tiermodell. Wenn wir Tiere für präklinische Forschungszwecke verwenden, müssen wir diejenigen einsetzen, die in der Übertragung auf den Menschen die bestmögliche Aussagekraft haben. Deswegen müssen wir für einige unserer Fragestellungen mit Affen arbeiten.“ Für Stefan Schlatt ist das eine Güterabwägung: Ist der wissenschaftliche Nutzen essenziell, lässt sich der Einsatz von Versuchstieren rechtfertigen. Trotzdem hadere er oft mit sich. „Das sind keine einfachen Entscheidungen.“

Von Beginn seiner beruflichen Karriere an widersetzt sich Stefan Schlatt der gängigen Praxis, möglichst wenig über tierexperimentelle Forschung zu kommunizieren. Stattdessen geht er transparent und offen mit dem Einsatz von Versuchstieren um. Mit dieser Offenheit eckt er oft an. „Ich habe einen großen Clinch mit Kollegen in der Forschung, weil ich offen über tierexperimentelle Forschung

spreche. Ich habe aber auch einen Zwist mit Tierschützern, die mich für den Einsatz von Versuchstieren verurteilen. Zwischen diesen beiden Lagern stehe ich alleine da. Aber ich mache das aus Überzeugung.“

Das ist es, was Stefan Schlatt auszeichnet: ein dickes Fell und eine klare Haltung. Zwei Eigenschaften, die ihm auch bei seinem Vorsitz der Koordinierungskommission für tierexperimentelle Forschung an der WWU zugutekommen, die das Rektorat 2013 einberufen hat. Zu den Aufgaben der Kommission gehört es, die Koordinierung von Verfahrensabläufen im Umgang mit Versuchstieren zu beleuchten, eine transparente Informationskultur zu entwickeln und die Gremien der Universität Münster zu Fragen des Tierschutzes zu beraten. Ihr gehören Naturwissenschaftler, Mediziner, Ethiker, Tierschutzbeauftragte und Studierende an.

2017 verabschiedete die WWU das „Leitbild zum ethischen Umgang mit Tieren in der wissenschaftlichen Forschung und Lehre“, das von der Koordinierungskommission für tierexperimentelle Forschung der WWU erarbeitet wurde. „Das hat in der Kommission für hitzige Diskussionen gesorgt“, erinnert sich Stefan Schlatt. Knackpunkt war der Vorschlag, im Leitbild das Ziel zu formulieren, dass es irgendwann keine Tierversuche mehr an der Universität geben wird. Stefan Schlatt widerspricht – mal wieder. „Aus meiner Sicht war das falsch – und das habe ich auch so in der Runde gesagt. Irgendwann war die Debatte so aufgeladen, dass wir uns darauf geeinigt haben, dass jeder nur noch eine Wortmeldung zu dem Thema haben darf. Das war ein zähes Ringen“, erzählt er rückblickend. „Geeinigt haben wir uns auf die Formulierung, dass alle Bemühungen an die Vision geknüpft sind, irgendwann ohne tierexperimentelle Forschung auszukommen.“

Mit dem Leitbild und ihrer Transparenzinitiative nimmt die WWU eine Vorreiterrolle in Deutschland ein. Es gebe keine andere Hochschule in Deutschland, die so offen mit dem Thema umgehe, resümiert Stefan Schlatt. Teil dieser Transparenzinitiative war auch der Tierschutztag, der im Oktober 2022 an der WWU stattgefunden hat und gemeinsam mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) organisiert wurde. Auf dem Programm standen Podiumsdiskussionen, Vorträge und ein Science Slam

zum Thema Tierschutz und Tierversuche. „Mit dem Tierschutztag haben wir es geschafft, dass unterschiedliche Fachrichtungen gemeinsam mit der Öffentlichkeit ins Gespräch kommen und über den Umgang mit Tieren diskutieren.“

Bei schwierigen Themen ins Gespräch kommen – das ist auch eine zentrale Aufgabe, der Stefan Schlatt bei seinem Amt als Diakon in der katholischen Kirche nachgeht. Schon immer begleitet ihn im Leben der Glaube. Auch nach seinem angefangenen Theologiestudium bleibt er der Kirche eng

verbunden und engagiert sich ehrenamtlich in seiner Gemeinde in Altenberge. Irgendwann will er mehr tun und interessiert sich für das Amt des Diakons. Dabei hat die katholische Kirche zu seinem Forschungsthema eine klare Haltung – sie sieht die Reproduktionsmedizin äußerst kritisch. Ein Kind, so heißt es häufig, soll durch die Liebe von Mann und Frau und nicht durch einen medizinischen Eingriff entstehen. Wie lässt sich das vereinbaren? Diese Frage hat sich wohl auch der münstersche Bischof Felix Genn gestellt, als Stefan Schlatt 2014 beim Bistum sein Interesse bekundete, Diakon zu werden. „Er rief mich an und fragte, wieso ich mich als Wissenschaftler in der Repro-

duktionsmedizin für das Amt des Diakons bewerbe.“ Doch für den Naturwissenschaftler steht der Glaube nicht im Widerspruch zu seiner Arbeit. „Ich bin ein gläubiger Mensch, ich vertrete die Werte der Kirche. Nur ihre Gesetze, die finde ich schwierig.“

Im St.-Paulus-Dom wird Stefan Schlatt 2018 nach einer aufwändigen und zeitintensiven, vierjährigen Ausbildung zum Diakon geweiht. Seitdem ist er in seiner Gemeinde in Altenberge tätig. Er hält Gottesdienste, übernimmt Beerdigungen oder begleitet Familien nach einem Todesfall. Das sei häufig sehr emotional und anstrengend, aber gleichzeitig erfüllend, erklärt Stefan Schlatt. Man bekomme viel zurück. Trotzdem hadert er häufig

mit der Kirche, den Missbrauchsfällen, ihrem Umgang mit Frauen, aber vor allem mit ihren Ansichten darüber, wie Leben entsteht – oder besser gesagt: entstehen soll.

Sein unerschütterlicher Wille, etwas zu verändern, macht auch vor der katholischen Kirche nicht Halt. „Gerade mit meinem fachlichen Hintergrund kann ich zu einem Umdenken anregen und mit den Verantwortlichen in der Kirche ins Gespräch kommen. Viele von ihnen machen es sich zu leicht, wenn es um die Frage nach der Entstehung des Lebens geht. Und letztendlich ist es doch so: Wenn ich in der Höhle des Löwen stehe, kann ich etwas verändern. Wenn ich nur reinschaue, verändert sich nichts.“

Im St.-Paulus-Dom in Münster wurde Stefan Schlatt 2018 zum Diakon geweiht.





Der Geoinformatik-Student Tom Niers entwickelt zusammen mit Kommilitonen eine smarte Futterstation. Diese zählt Vögel, misst ihr Gewicht und bestimmt ihre Art.



Wöchentlich füllt Tom Niers Sonnenblumenkerne aus einem 10-Kilogramm-Beutel nach. Wie verabredet erscheinen im Botanischen Garten zum Interviewtermin mit dem 24-jährigen Studenten prompt einige Meisen, um ein paar Kerne zu knabbern. Besucher flanieren über die Wege, der Wind bewegt die Äste sanft hin und her, am Boden liegt noch etwas Laub. Alles normal. Bis auf ...

auf einer Website öffentlich für alle einsehbar – und zwar live.

Was macht ihr mit den Daten?

Alle können auf die Daten, die mit den einzelnen Stationen, den „Birdiaries“, gesammelt werden, zugreifen und sie für wissenschaftliche Arbeiten nutzen, beispielsweise zu Forschungszwecken oder für Workshops mit Bürgerinnen und Bürgern. Entstehen sollen dabei Konzepte zum Schutz der Artenvielfalt. Denn die Rote Liste der gefährdeten Vogelarten in Deutschland wird immer länger, bei der jüngsten Erhebung im Jahr 2021 war nahezu jede zweite Brutvogelart bedroht.

Bist du eher ein Technikfan, oder geht es dir bei eurem Projekt in erster Linie um die Natur?

Wir alle hatten schon vorher ein Grundinteresse an der Natur. Mittlerweile interessiert mich natürlich auch, welche Vogelarten in den verschiedenen Gärten vorbeischaun. Vor unserem Projekt hatte ich jedoch eher mit der Technik zu tun. Ich studiere Geoinformatik, wir können zwei oder drei Studienprojekte machen und suchen uns dafür ein Thema aus. Bei uns sollte es im ersten Master-Semester etwas aus dem Bereich Bilderkennung, Bürgerwissenschaft oder Künstliche Intelligenz sein. Im Moment soll ja alles

Wenn Vögel WLAN brauchen

Hinter dem Beet mit den Tee- und Heilkräutern im Botanischen Garten ist immer viel los. Etliche Vögel suchen hier ihr Futter in einem kleinen Holzhäuschen im Baum. **Tom Niers** erläutert im Gespräch mit Brigitte Heeke, wie er damit gleichzeitig auch eine Datenbank füttert. Das Projekt aus der Geoinformatik hat den Citizen-Science-Preis der Universität erhalten. Seit Mai 2022 stehen die smarten Vogelhäuschen auch in Privatgärten.

Die Artenvielfalt geht weltweit dramatisch zurück. Können öffentliche und private Gärten einen Beitrag dazu leisten, die Biodiversität zu erhalten? Tom Niers, angehender Geoinformatiker, hat mit seinen Kommilitonen Jan Stenkamp und Nick Jakuschona ein bürgerwissenschaftliches Projekt erdacht, das diese Frage aufgreift. Das Team und sein Kooperationspartner,

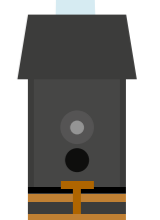
der Naturschutzbund (NABU) Münsterland, haben für das Projekt „Wie divers ist mein Garten?“ den Citizen-Science-Preis der Stiftung WWU erhalten. Seitdem können sich die drei Erfinder vor Anfragen kaum retten und erläutern ihr Konzept in gut besuchten Workshops. Vor allem Familien und Schulklassen bauen die neue Futterstation, die bei Mensch und Tier beliebt ist, gerne selbst zusammen.

... Moment mal! Warum führt denn ein Kabel aus der Futterstation heraus und zur nächsten Steckdose?

Weil wir das Solarmodul noch nicht implementiert haben.

Seit wann brauchen Futterhäuschen Strom – für eine Kamera?

Genau, aber es geht weit darüber hinaus: Neben dem Nachschub an Sonnenblumenkernen und der Kamera enthalten die Kästen auch einen Mikrocomputer, eine Waage, einen Luftfeuchte- und Lufttemperatursensor und ein Mikrofon. Die Futterstation zählt die Vögel, erstellt Videos, misst ihr Gewicht und bestimmt ihre Art. Die Daten werden auf einem Server gesammelt und sind



I
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

irgendwie „smart“ sein. Gemeinsam mit unserem Dozenten Dr. Thomas Bartoschek haben wir aber überlegt, was der Nutzen einer smarten – also cleveren – Technologie ist. Von daher hätten wir uns ebensogut dafür entscheiden können, Menschen am Eingang von Geschäften zu zählen.

Stattdessen habt ihr euch smarte Vogelfutterstationen ausgedacht – wie kam es dazu?

Per Zufall kamen wir auf die Idee, einen Prototyp für den Garten eines Mitstudierenden anzufertigen. Mit der senseBox gibt es bereits eine smarte Umweltmesstation. Unser Ziel war es jedoch vor allem, das Vorkommen von Gartenvögeln zu beobachten – und zu verstehen, von welchen Faktoren dieses Vorkommen abhängt. Die Fläche der Gärten in Deutschland ist nicht unbedeutend, sie entspricht in etwa der Fläche aller deutschen Naturschutzgebiete. Da dachten wir, dass es einen Unterschied machen kann, wenn private Gärten künftig mehr zum Schutz der Artenvielfalt beitragen.

Kann in jedem Garten eine solche smarte Futterstation aufgestellt werden?

Ja, manche unserer Futterstationen stehen auch auf Balkonen. Einzige Voraussetzung ist im Moment eine funktionierende Strom- und WLAN-Verbindung. Kamera und Mikrofon

sind natürlich so eingestellt, dass wirklich nur der jeweilige Vogel auf dem Video zu sehen und zu hören ist. Die Ton- und Bildaufnahme startet, sobald sich ein Vogel auf der Stange vorne am Futterhäuschen niederlässt, und läuft so lange, wie er dort sitzt. Der Hintergrund wird unscharf dargestellt, ähnlich wie man es bei Videokonferenzen im Netz kennt. Die Videos werden nur gespeichert und verschickt, solange ein Vogel auf der Stange Platz nimmt.

Wie geht es dann weiter?

Die Daten werden zwischengespeichert und an unseren eigenen Server geschickt. Eine Künstliche Intelligenz gleicht sie dort mit der Datenbank ab. Im Moment handelt es sich dabei um ein trainiertes Modell von Google, später werden wir unsere eigenen Daten als Grundlage mitverwenden. Das ist typisch für solche „Open Access“-Projekte. Viele Forscher und Hobbyornithologen tragen bereits seit Jahren zur Bestandsaufnahme bei, etwa im Rahmen der „Stunde der Gartenvögel“ beziehungsweise der „Stunde der Wintervögel“, zu denen der NABU zweimal im Jahr aufruft. Das soll auch weiter so gemacht werden. Der Vorteil unserer Methode, die diese Zählung ergänzt, ist unter anderem, dass die Erfassung zeitlich und vielleicht auch irgendwann einmal räumlich breiter gestreut ist. Die Futterstationen werten die Besuche der Vögel rund um die Uhr aus, an sieben Tagen pro Woche.

Warum ist das so wichtig?

Viele Forschungsfragen werden dadurch erst beantwortbar und die Beteiligten können auf eine größere

Datenbasis zurückgreifen, zum Beispiel wenn es um den Unterschied der Artenvielfalt in der Stadt und auf dem Land geht oder um die Folgen des Klimawandels. Reine Steingärten sind keine Hilfe für Pflanzen und Tiere. Unsere Daten zeigen, wie die Beschaffenheit eines Gartens zur Diversität beiträgt.

Soll man Vögel überhaupt zu jeder Jahreszeit füttern?

Ja, sie gehen auch im Sommer an das Futter. In der freien Natur finden sie mittlerweile weniger Futter als früher, gerade in den Städten. Darüber haben wir uns mit dem NABU ausgetauscht. Aber im Winter ist natürlich Hauptsaison am Futterhäuschen.

Was bedeutet der Citizen-Science-Preis für euer Projekt?

Wir haben uns natürlich sehr über die Anerkennung gefreut. Die Auszeichnung hat dazu beigetragen, dass das Projekt so beliebt ist. Viele Menschen haben seitdem an unserer Online-Umfrage teilgenommen, ihr Interesse bekundet oder selbst eine Station gebaut, allein oder mit uns in einem Workshop. Von etwa 50 Interessenten für den ersten Workshop haben circa 20 einen Zuschlag bekommen. Das richtete sich unter anderem nach den Bedingungen in den jeweiligen Gärten, also beispielsweise wieder der Frage nach dem WLAN oder auch der Stromversorgung. Langfristig werden wir sicher auf Powerbanks oder Solarmodule umstellen oder die Datenweitergabe per Mobilfunk ermöglichen. Zudem ist uns ein breites Teilnehmerfeld



Einmal pro Woche füllt Tom Niers Sonnenblumenkerne in den Vogelkasten im Botanischen Garten. Die Futterstation dient zur Erfassung der Artenvielfalt.

wichtig, das aus ganz verschiedenen Haushalten bestehen soll: Familien, Senioren, Schulklassen.

Ein Vogelhäuschen wäre also auf einem Schulhof denkbar?

Na klar, oder im Schulgarten! Gerade für Schulklassen bieten sich viele eigene Forschungsansätze an. Die Schüler können die Box selbst bauen und damit etwas über Holzarbeiten und Technik lernen. Oder sie werten aus, welche Vogelarten in ihrer Region besonders häufig vorkommen, oder Ähnliches. Die Bauanleitung, die für jeden verständlich sein soll, ist öffentlich frei zugänglich. Auch für Abschlussarbeiten an der Uni bietet sich unser „Birdiary“ an, nicht nur für die Biologie und die Landschaftsökologie, sondern auch für die Informatik. Die Software ließe sich gegebenenfalls so erweitern, dass Vögel künftig individuell wiedererkennbar wären.

Wisst ihr, ob andere Studierende mit euren smarten Futterstationen weiterarbeiten?

Für uns hat sich bereits ein Kreis geschlossen, denn mittlerweile haben wir selbst ein Studienprojekt für Bachelor-Studierende angeboten. Die

Studierenden haben dabei vor allem zur Verbesserung der Software beigetragen, zum Beispiel das Statistiktool erweitert sowie eine Voransicht der Videos auf der Karte im Web programmiert. Dass die Videos mittlerweile zwischengespeichert werden, bevor es weiter zum Server geht, haben wir einem Bürgerwissenschaftler aus Bonn zu verdanken. Manche Studienprojekte sind interessant, aber nach einem Semester wieder vorbei. Bei uns kamen Nachfragen: „Wo kriegt man die Kästen?“ Das hat uns motiviert weiterzumachen.

Hört sich jedoch nach einer Menge Arbeit an. Hast du einen Ausgleich in deiner Freizeit?

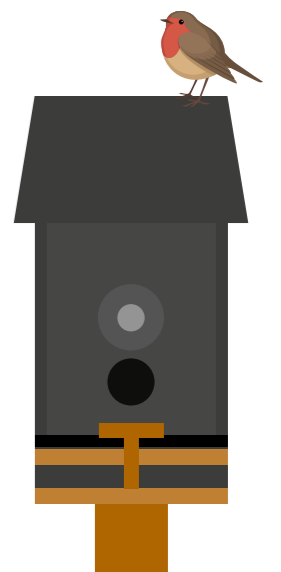
Ich spiele Tennis und Floorball beim Hochschulsport. Floorball ist eine Art Hockey, wir haben auch am Nikolausturnier teilgenommen. Ansonsten ist das „Birdiary“ gerade unsere Freizeit, neben dem Studium und unseren Hilfskraftjobs in anderen wissenschaftlichen Projekten. Das Projekt ist zwar zeitaufwändig, aber man lernt viele Arbeitsbereiche kennen: Bürotätigkeiten, Anträge schreiben, den Instagram-Account pflegen, das Projekt auf wissenschaftlichen Tagungen vorstellen ... das

macht uns großen Spaß! Wir freuen uns über das Interesse der Citizen Scientists und über die Unterstützung aus der Universität Münster, zum Beispiel aus der Werkstatt der Landschaftsökologen, von der SAFIR Forschungsförderberatung, von der Arbeitsstelle Forschungstransfer (AFO), aber auch aus dem Rektorat, das uns schon früh als studentisches Forschungsprojekt anerkannt hat.

Hast du auch eine Vogelfutterstation auf dem Balkon?

Das noch nicht, aber wir kümmern uns um verschiedene Stationen in der Nähe, unter anderem um diese hier im Botanischen Garten.

wiederversistmeingarten.org



12
J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

VOM GLAUBEN UND ZUHÖREN

Der Mensch ist für viele wissenschaftliche Disziplinen ein wichtiger Untersuchungsgegenstand und Bezugspunkt. Einige Fächer kommen ihm näher als andere – wie nah es werden kann, hat die Ethnologin und Soziologin **Dr. Natalie Powroznik** erlebt, als sie gemeinsam mit vier Kollegen den sexuellen Missbrauch im Bistum Münster untersuchte und dafür mit Betroffenen sprach. Was für viele Menschen ein Abstraktum bleibt, erfuhr Natalie Powroznik aus erster Hand, indem ihr die Opfer von ihrem Leid berichteten. Nach zweieinhalb Jahren der Untersuchung stellt das Forscherteam am 13. Juni 2022 seinen Abschlussbericht der Öffentlichkeit vor. An einem Novembervormittag wechselt Natalie Powroznik die Seite und wird im Gespräch mit André Bednarz von der Fragenstellerin zur Befragten.

Was braucht es, um gute Interviewgespräche in ihrem Fach zu führen? „Für mich als Ethnologin sind aktives Zuhören, emotionale Intelligenz und Intuition besonders wichtig“, antwortet Natalie Powroznik. Mit Intuition meint sie das Gespür dafür, wann ein Schweigen „noch Nachschübe hervorbringt“, wie sie es formuliert. Wichtig sei es, keine Deutungsangebote zu machen, sondern den Interviewten größtmöglichen Raum für die Antworten zu lassen. Welch gute Gesprächspartnerin Natalie Powroznik ist, zeigen der interessierte und aufmerksame Blickkontakt, den sie aufbaut, und die präzisen Erläuterungen, die sie macht. Frei von Nervosität ist sie allerdings nicht. „Es ist ungewohnt, diejenige zu sein, die die Fragen beantwortet“, erklärt die Religionswissenschaftlerin und Ethnologin in der Schlossaula. In dieser entstehen erste Bilder für das Porträt – denn hier berichtete sie im Juni 2022, auf der kleinen Bühne sitzend, nicht nur Medienvertretern von ihren Ergebnissen, sondern auch vielen Betroffenen, denen Geistliche des Bistums Münster Unrecht angetan haben.

„Ich war vor der Präsentation sehr angespannt, da ich auch den Erwartungen der Betroffenen gerecht werden wollte“, schildert Natalie Powroznik. „Gleichzeitig war es schön, viele der Betroffenen wiederzusehen.“ Erstmals

hat sie diese Menschen im Jahr 2020 getroffen, um ihre Geschichten zu hören. Dass sie Teil des Projektteams war, lag an ihrer Arbeitsweise und ihren Erfahrungen. Unüblich für Soziologen, forscht Natalie Powroznik vor allem qualitativ, nicht quantitativ. „Es geht um Repräsentation, nicht um Repräsentativität.“ Das bedeutet, dass immer auch der einzelne Mensch zählt und nicht bloß seine Rolle im großen Ganzen. Wie aufgeschlossen sie gegenüber denjenigen ist, die eine Geschichte zu erzählen haben, die mitunter von Leid und Kummer geprägt ist, zeigt ihre bisherige wissenschaftliche Laufbahn. Dazu gehören ein Forschungsaufenthalt in Indien, wo sie psychisch kranke Frauen begleitete, ebenso wie die Arbeit in Flüchtlingsunterkünften, in denen sie Familien dabei half, ihren Alltag zu regeln. „In dieser Arbeit kann es schnell zu einer Asymmetrie zwischen Forscher und Forschungsakteuren, also den Befragten, kommen. Daher ist es mir wichtig, selbst ansprechbar und erreichbar zu sein und das Eigene offenzulegen: Wer bin ich? Was ist mein sozialer Status? Welche Erfahrungen bringe ich mit?“ Es gehe um die Anerkennung des Gegenübers, um die Arbeit mit dem und nicht am Menschen und darum, diese Menschen nicht nur als passive Wesen, sondern als solche mit Handlungsmacht zu begreifen. All das erfordere einen kritischen Blick auf die eigene Rolle und die permanente Verhandlung des Nähe-Distanz-Verhältnisses.



J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

Zugewandt: Natalie Powroznik ist an Menschen und ihren Erfahrungen interessiert – egal ob in der Schlossaula (Bild), im Institut oder in der Feldforschung.

Doch wenn Natalie Powroznik vor allem denen zuhört, die Verletzungen und Traumata erlebt haben, geht das nicht spurlos an ihr vorbei. Die Interviews mit den Missbrauchsopfern im Bistum dauerten teilweise dreieinhalb Stunden. „Nach solchen Gesprächen bin ich erschöpft nach Hause gegangen und musste mich zurückziehen.“ Aufgrund ihrer vorherigen Erfahrungen hatte sie aber im Team bereits eine Möglichkeit angeregt und etabliert, die bei der Bewältigung der Eindrücke helfen konnte – eine Supervision, also die Begleitung durch einen Psychologen. Während sie von der zehrenden Arbeit spricht, vergisst sie aber nicht diejenigen, denen die Gespräche auf eine andere, viel unmittelbare Art besonders viel abverlangten: „Ich bin den Betroffenen sehr dankbar, dass sie diese Gespräche geschafft haben.“

Missbrauchsstudie

Von Oktober 2019 bis Mai 2022 untersuchten fünf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Missbrauchshandlungen und begünstigende Strukturen im Bistum Münster der Jahre 1945 bis 2020. Die Studienarbeit erfolgte auf Initiative des Bistums, das 1,3 Millionen Euro bereitstellte. Die Autoren, namentlich die Historiker Prof. Dr. Thomas Großbölting und Prof. Dr. Klaus Große Kracht als Leiter, Dr. David Rüschemschmidt und Dr. Bernhard Frings sowie Dr. Natalie Powroznik, kamen zu dem Schluss, dass zwischen 1945 und 2020 mindestens 196 Kleriker aus dem Bistum Münster sexuellen Missbrauch an Minderjährigen begangen haben. Die Zahl der Betroffenen liegt den Wissenschaftlern zufolge bei mindestens 610 Personen, wobei das Dunkelfeld schätzungsweise acht bis zehn Mal größer sein könnte. Den Bischöfen und anderen Funktionsträgern ab 1947 attestierten die Autoren Leitungsversagen und Vertuschung. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) nannte das Gutachten einen „Meilenstein auf dem Weg der Aufarbeitung“. Diese Aufarbeitung war durch einen achtköpfigen Beirat begleitet worden, der die Forscher bei der Beachtung wissenschaftlicher und juristischer Standards beriet. Auch drei Betroffene, darunter der Initiator einer Selbsthilfegruppe, waren vertreten.



go.wwu.de/missbrauchsstudie

Im Team war sie die einzige Forscherin, die nicht aus der Geschichtswissenschaft kam. „Durch die Konstellation konnten wir das Beste aus zwei Welten vereinen – die Geschichts- und die Sozialwissenschaft – und dabei Experten auf unseren jeweiligen Gebieten bleiben.“ Natalie Powroznik ist ein Beispiel dafür, wie Interdisziplinarität und Expertentum zusammenlaufen können. Aufgrund ihres Interesses für die hinduistische Kultur studierte die 1987 geborene Leipzigerin in Münster Religionswissenschaft, ohne selbst religiös sozialisiert worden zu sein, und Philosophie im Bachelor. Im Master spezialisierte sie sich auf die Sozialanthropologie, promovierte anschließend in diesem Fach, verteidigte ihre Dissertation allerdings in der Soziologie. Natalie Powroznik ist eine Wissenschaftlerin, die die Fächergrenzen überschreitet und somit fortwährend einen Perspektivwechsel vollzieht. „Dieser Perspektivwechsel ist für meine Arbeit mit Menschen besonders wichtig, da ich verstehen möchte, was bestimmte Erfahrungen mit Personen machen.“ In Bezug auf die Missbrauchsstudie und ähnliche Komplexe sei vor allem ein Für-möglich-Halten des Phänomens wichtig, sodass sich Betroffene überhaupt anvertrauen können. „Zu oft werden Menschen nicht gehört, weil ihre Schilderungen als unwahr abgetan werden.“ Das Für-möglich-Halten helfe schließlich auch denen, die nicht über ihre Erfahrungen reden möchten oder können.

Natalie Powroznik, das ist unentwegt zu spüren, mag Menschen. Sie hören für sie nicht auf zu existieren, wenn ihre Geschichten in Form von Studien niedergeschrieben sind. Zu ihren größten Glücksmomenten gehört nämlich das, was nach der intensiven Arbeit passiert. „Es war beeindruckend zu sehen, was aus den Jugendlichen geworden ist, mit denen ich in einer Flüchtlingsunter-

Aufgestöbert: Die zweifache Mutter
Natalie Powroznik ist seit Jahren begeisterte Nutzerin der Stadtbücherei, in der sie Filme, Spiele und Bücher ausleiht.

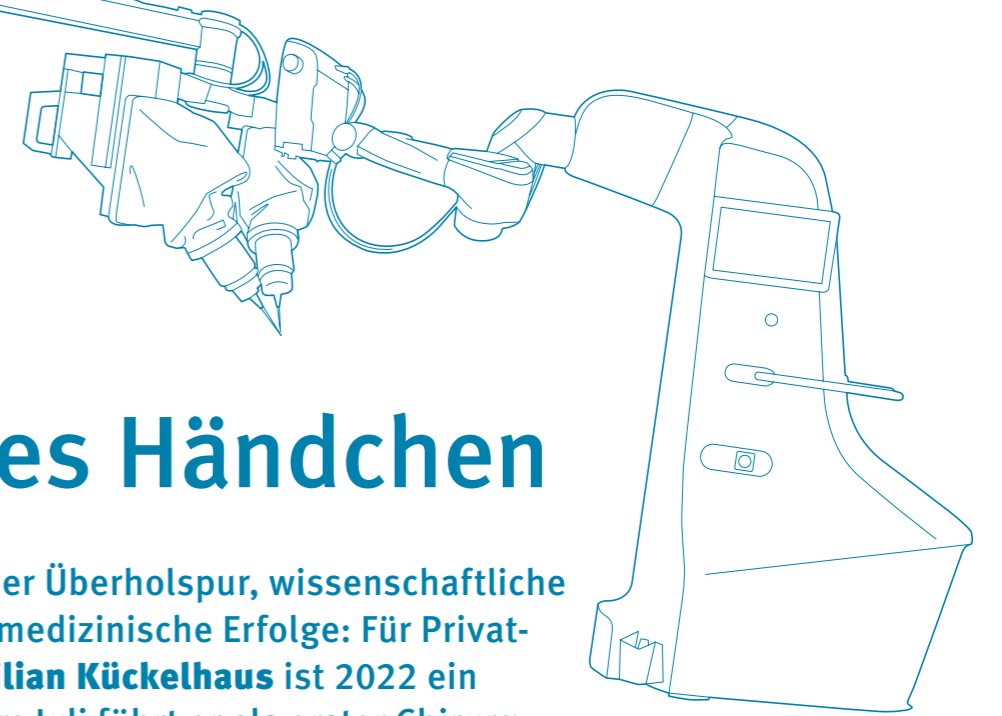
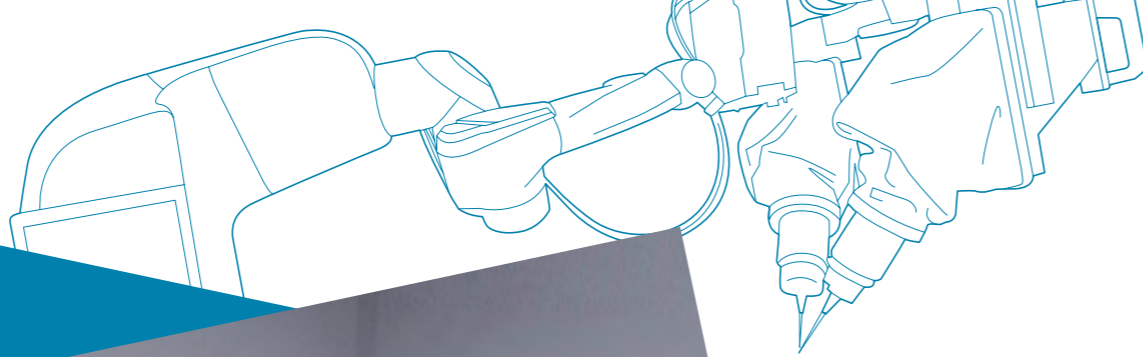
kunft gearbeitet habe. Oder aus den Frauen in Indien, die die Psychiatrie verlassen und sich ein neues, eigenständiges Leben aufgebaut haben.“ Bei der Missbrauchsstudie ging es ihr ähnlich. „Ein wichtiger Moment für mich war es, den Vertretern der Betroffenen bei der Präsentation die Hände zu schütteln.“ Wertschätzung und Dankbarkeit für große Kollegialität zeigt Natalie Powroznik schließlich auch gegenüber denen, mit denen sie zwei Jahre lang an der Studie gearbeitet hat: den vier weiteren Autoren sowie den studentischen und wissenschaftlichen Hilfskräften.

Im Juni, auf der Bühne stehend, der deutschen und internationalen Presse gegenüberstehend, die Augen zahlreicher Betroffener und des Bischofs auf sich spürend, strahlt Natalie Powroznik Ernst aus. Einen Ernst, der passend scheint und zugleich wie ein Gewicht auf dieser sonst so freundlichen und aufgeschlossenen Frau liegt. Auf der Mutter von zwei Kindern, mit denen sie am liebsten in die Stadtbücherei geht, um Bücher, Filme und Spiele auszuleihen. Auf der Frau, die ein Faible für Anime, Konsolenspiele und das Kino hat, für die Biografen großer Persönlichkeiten wie Henry Kissinger. Auf der Teegenießerin, der Morgensportlerin und Zeitmanagerin, die Studium, Promotion und Institutsarbeit mit zwei Kindern bewältigt (hat). Mit all diesen Facetten, die sie „soziale Rollen“ nennt, habe sie angeknüpft in den zahlreichen Projekten. Diese Facetten sind am 13. Juni allerdings nicht zu erahnen. Denn auch wenn Natalie Powroznik und ihre Kollegen an diesem Tag unzählige Male fotografiert und interviewt werden, von der Lokalzeit bis zur Tagesschau überall zu sehen sind, geht es doch weniger um sie als um jahrzehntelangen Missbrauch, die Täter und, vor allem, die Betroffenen, denen die Forscher mit ihrer 600-seitigen Publikation eine Stimme verliehen haben.

Welche Bedeutung die Studie haben würde, das wurde schnell klar. „Unbekannte und bekannte Betroffene drückten ihre Anerkennung aus, die Medien berichteten umfangreich. Mir wurde klar, dass unsere Arbeit nicht nur von der wissenschaftlichen Gemeinschaft wahrgenommen wird, sondern weitaus mehr Aufmerksamkeit erfährt.“ Hundertfach und über Wochen und Monate hinweg wurde über die Leistung des Teams berichtet. So liegt es nahe, dass Natalie Powroznik auf die Frage, was von der Studie bleibt, antwortet: „Wir haben Licht ins Dunkel gebracht.“ In ein Dunkel, das wohl nie ganz einen Schatten verliert.

J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

Konzentration und Fokussierung:
Maximilian Kückelhaus
kurz vor einer Operation.



Ein gutes Händchen

Eine Karriere auf der Überholspur, wissenschaftliche Innovationen und medizinische Erfolge: Für Privatdozent **Dr. Maximilian Kückelhaus** ist 2022 ein besonderes Jahr. Im Juli führt er als erster Chirurg weltweit einen vollständig robotergestützten mikrochirurgischen Eingriff an einem lebenden Menschen durch. Kathrin Kottke spricht mit ihm über seine Arbeit als Arzt und darüber, welche Rolle die Forschung für ihn spielt – so viel sei vorweggenommen: eine entscheidende.

Wer einen Blick in den Operationssaal von Maximilian Kückelhaus wirft, glaubt, in einer anderen Welt zu sein: Mit 3D-Brille sitzt der Operateur auf einem Stuhl, etwa einen Meter entfernt vom narkotisierten Patienten, und bewegt seine Hände in der Luft – ähnlich wie ein Dirigent. Maximilian Kückelhaus agiert langsam und vorsichtig. Denn seine Impulse werden auf kleinste Instrumente übertragen, die im Körper eines Menschen genau das machen, was der Mediziner ihnen vorgibt. Was hier zu sehen ist, gehört zu den innovativsten Operationstechniken in der Mikrochirurgie. Ein Erfolg, der auf jahrelange Vorbereitung, Teamarbeit und Fachkenntnisse zurückzuführen ist.

Dass er nun beinahe täglich im OP steht, hätte Maximilian Kückelhaus während seiner Schulzeit nicht gedacht – obwohl er frühzeitig Kontakt zur Welt der Medizin hatte: Sein

Vater war Arzt, seine Mutter arbeitete als Krankenschwester. „Nach dem Abi wollte ich Wirtschaftswissenschaften studieren, habe mich aber nach einem Praktikum im Krankenhaus doch für ein Studium der Humanmedizin entschieden“, erklärt er. Inzwischen ist er nicht nur Facharzt für Plastische und Ästhetische Chirurgie

und für diesen Bereich packte mich aber erst, als ich Berührungen zur Forschung hatte“, berichtet der gebürtige Wuppertaler.

In seiner Promotionszeit in Bochum lernte er seinen Doktorvater Prof. Dr. Tobias Hirsch kennen. Maximilian Kückelhaus war von dessen Arbeit

„Das Streben nach Perfektion und Kreativität sollten ausgeprägte Charaktereigenschaften eines plastischen Chirurgen und eines Wissenschaftlers sein. Wenn man nicht die Kreativität hat, neue Gedankengänge zu entwickeln, wird man nur schwer etwas Innovatives erreichen können.“ Dr. Maximilian Kückelhaus

sowie geschäftsführender Oberarzt, sondern auch Wissenschaftler und Dozent am Institut für Muskuloskelettale Medizin der Universität Münster. „Die Medizin hat mich zwar schon im Studium interessiert, die Leidenschaft und die Begeiste-

rung im Bereich der plastischen Chirurgie fasziniert. Nach erfolgreichem Abschluss erhielt er 2013 eine Postdoc-Stelle an der Harvard Medical School in Boston. „Die Zeit in Amerika war für mich in zweierlei Hinsicht sehr bedeutend. In der me-

dizinischen Forschung lernte ich ein neues akademisches System kennen, das mich bis heute prägt – vor allem die offene, positive und kooperative Einstellung der Amerikaner motiviert mich und meine Forschung. Zudem, was nicht weniger wichtig ist, lernte ich meine Frau kennen“, erzählt Maximilian Kückelhaus.

Einen der wohl größten Erfolge seiner bis dahin jungen Karriere erzielte er während seiner Arbeit als Assistenzarzt am Universitätsklinikum Bergmannsheil in Bochum, für die er 2015 aus Amerika zurückgekommen war. „Mit

Forschungsinnovation in der Mikrochirurgie

Ein Team um Maximilian Kückelhaus hat eine innovative Operationsmethode entwickelt, bei der ein neuartiger und speziell für die Mikrochirurgie konzipierter Operationsroboter mit einem robotischen Mikroskop vernetzt wird. Dieses Verfahren ermöglicht eine vollständige Entkopplung des Operateurs vom Operationsfeld – eine Revolution im Bereich der Mikrochirurgie.

Während der Operation nimmt der Roboter, das sogenannte Symani Surgical System, die menschlichen Bewegungen der Hände über ein elektromagnetisches Feld und Joysticks auf. Die Bewegungen des Operateurs führt der Roboter mit einer bis zu 20-fachen Verkleinerung über winzige Instrumente aus. Mit dem Operationsroboter ist ein robotisches Mikroskop der Firma BHS Technologies verbunden, das das Operationsfeld über ein „3D Augmented Reality Headset“ mit zwei hochauflösenden Monitoren darstellt. Dabei handelt es sich um ein sogenanntes binokulares Headset, das in der Lage ist, die reale Welt mit virtuellen Informationen zu kombinieren. So werden die Kopfbewegungen des Chirurgen erfasst und auf den Roboter übertragen, sodass auch komplizierte Blickwinkel auf den zu operierenden Bereich möglich sind. Zusätzlich kann der Operateur über Kopfgesten verschiedene Menüs ansteuern und Funktionen des Roboters ausführen, ohne dabei die Hände zu benutzen.

Mit dem Verfahren können die Mikrochirurgen feinste anatomische Strukturen miteinander verbinden – beispielsweise bei Brustrekonstruktionen oder nach Unfällen, bei denen Patienten Gewebetransplantate benötigen. Darüber hinaus schützt diese Operationstechnik den Operateur vor Ermüdung und Rückenbeschwerden.

Kolleginnen und Kollegen aus Italien und Deutschland haben wir einen schwerkranken Jungen, der an der sogenannten Schmetterlingskrankheit litt, erfolgreich behandelt“, erzählt er. Diese Hautkrankheit basiert auf Gendefekten und verläuft aufgrund fehlender Heilungsmöglichkeiten oft tödlich. Mithilfe einer sehr aufwändigen Gen- und Stammzellentherapie überlebte der Junge und führt inzwischen ein normales Leben.

Jahrelange Forschung und mehrere Operationen waren dazu notwendig, um die Epidermis, also die Oberhaut, des Jungen zu rekonstruieren. „Es war ein sehr risikoreiches Verfahren, das noch nie zuvor in diesem Ausmaß durchgeführt worden war“, berichtet Maximilian Kückelhaus. Der heute 14-jährige ist der weltweit einzige Mensch, der dauerhaft mit einem nahezu vollständig durch genmanipulierte Zellen ersetzten Organ lebt. Die Medienresonanz war immens. „Ich bin zu der Zeit um die Welt gereist und habe auf Fachkongressen sowie in TV- und Radiointerviews berichten dürfen – und das als Assistenzarzt. Das war einerseits verrückt, andererseits hat es mir gezeigt, wie erfolgreich es verlaufen kann, wenn Forschung und Klinik Hand in Hand gehen.“

Anfang 2018 wechselte er gemeinsam mit Tobias Hirsch von Bochum nach Münster und arbeitet seitdem in einer komplexen Dreierkonstellation: als Arzt in der Handorfer Fachklinik Hornheide und am Universitätsklinikum Münster sowie als Wissenschaftler und Dozent an der Universität. „Ich habe mich schon länger für innovative Transplantationsverfahren in der plastischen Chirurgie interessiert und in Münster habe ich viele Freiräume, meine Forschung voranzutreiben“, erläutert er. 2020 schloss er sowohl seine Facharztausbildung für Plastische und Ästhetische Chirurgie als auch seine Habilitation und sein Masterstudium in Medizinmanagement ab.

Eine bedeutende Rolle für Maximilian Kückelhaus nimmt der Transfer seiner Forschungserkenntnisse in klinisch anwendbares Wissen ein. Im Fokus stehen die Rekonstruktion, die Regeneration und die Transplantation von komplexen Geweben. Es sind die kleinsten Strukturen und die winzigen Verästelungen des menschlichen Gewebes, die Maximilian Kückelhaus beschäftigt und ihn stetig antreiben, Prozesse und Verfahren zu optimieren. So war es für seine Forschung von großer Bedeutung, dass die EU 2022 einen Operationsroboter und ein robotisches Mikroskop finanzierte: „Durch die Kombination beider Instrumente konnten wir die Grenzen des bis dahin Möglichen überschreiten. Das heißt,



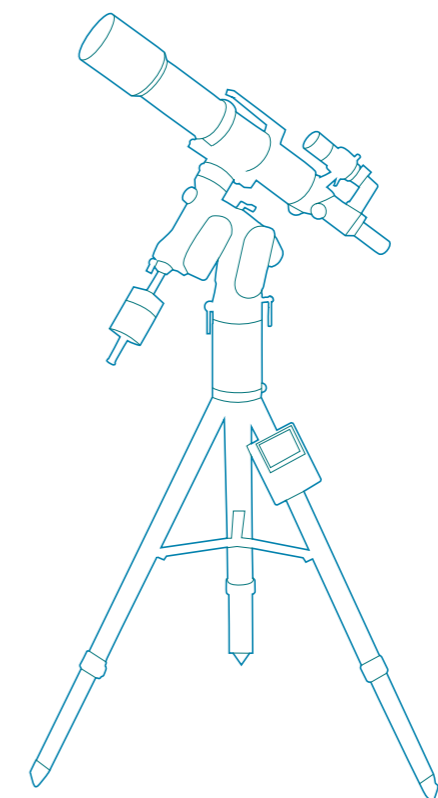
Die Astrofotografie ist für Maximilian Kückelhaus Leidenschaft und Faszination zugleich. In einem aufwendigen Verfahren hat er den „Pferdekopfnebel“ aufgenommen – einen ikonischen Dunkelnebel im Sternbild Orion, ca. 1.500 Lichtjahre von uns entfernt.

wir können beispielsweise Blutgefäße, Nerven oder Lymphbahnen mit einem Durchmesser von nur 0,3 Millimetern miteinander verbinden – mit der bloßen Hand wäre das nicht möglich“, betont der Mikrochirurg. Zudem könnten mit dieser Technik perspektivisch digitalgesteuerte Operationen über Ländergrenzen hinweg durchgeführt und Fachexperten aus der ganzen Welt gezielt eingesetzt werden – in sogenannten Remote-Operationen.

Auch wenn das heute noch nicht möglich ist, sind die ersten Ergebnisse beeindruckend: Für eine konventionelle Brustrekonstruktion mit Eigengewebe vom Bauch muss der Operateur zunächst durch mehrere Haut-, Knochen- und Muskelschichten schneiden, um an die Gefäße zu gelangen, an denen er das Gewebe anschließt. „Das sind massive Eingriffe für die Patientinnen“, erklärt der 37-Jährige. „Mit dem Roboter richte ich viel weniger Schaden an und kann das Bauchgewebe beispielsweise an ein winziges Gefäß anschließen, das direkt unter der Haut liegt.“ Die Pionierarbeit von Maximilian Kückelhaus sorgt für großes

Aufsehen im In- und Ausland und wird als Quantensprung für die Mikrochirurgie bezeichnet.

Als Kontrast zu dem „Mikrokosmos“, in dem er sich als Chirurg und Wissenschaftler täglich bewegt, ist es der „Makrokosmos“, der ihn nachts in Atem hält. Als Hobby-Astrofotograf ist er darauf aus, Sterne, Planeten, Nebel und andere Himmelskörper einzufangen – egal ob von



seiner Dachterrasse im münsterschen Kreuzviertel aus oder in der Wüste Kaliforniens, durch die er 2022 mit seiner Frau reiste. „Je nachdem, wie weit ich in die Vergangenheit fotografieren muss ich Belichtungszeiten von bis zu einer Woche einstellen“, betont er. Eine Begeisterung für filigrane Technik – egal ob im OP oder bei der Fotografie – ist dafür Voraussetzung. „Die lange Vorbereitung und die richtige Installation des Teleskops und der Kamera sind für mich eine Art meditativer Ausgleich zum stressigen Alltag.“

Eine Leidenschaft, die Geduld, Präzision und Kreativität erfordert – wie in seinem Beruf. „Das Streben nach Perfektion und Kreativität sollten ausgeprägte Charaktereigenschaften eines plastischen Chirurgen und eines Wissenschaftlers sein. Wenn man nicht die Kreativität hat, neue Gedankengänge zu entwickeln, wird man nur schwer etwas Innovatives erreichen können.“ Dass Maximilian Kückelhaus diese Charaktereigenschaften mitbringt, stellt er täglich in seinem Beruf als Arzt und Wissenschaftler wie auch in der Nacht als Astrofotograf unter Beweis.

Hochschulsportschau

WWU
MÜNSTER

hochschulsport
münster

für
hoch
mün

WENN DIE AUSBILDUNG ZUM SPORTLICHEN EVENT WIRD

Bevor die Erstsemester die Hörsäle an der WWU in Beschlag nehmen, starten die Fachkräfte von morgen ihre Ausbildung an der Universität. Eine von ihnen ist **Franziska Schalkamp**, die seit August 2022 beim Hochschulsport (HSP) eine Ausbildung zur Veranstaltungskauffrau absolviert. Im Gespräch – joggend auf dem Laufband – mit Kathrin Nolte schildert die 19-Jährige, warum sie nach dem Abitur nicht studieren wollte und welche Rolle Sport in ihrem Berufs- und Privatleben spielt.

Ein Höhepunkt im Veranstaltungskalender des HSP: Franziska Schalkamp hilft regelmäßig tatkräftig bei der Organisation der Hochschulsportschau im Januar mit.



Laufend in Bewegung: Sport ist aus dem Berufs- und Privatleben von Franziska Schalkamp (l.) nicht wegzudenken.



Monoton surrt das Laufband vor sich hin. Bei jeder Abrollbewegung der Füße steigt die Anzeige der gelaufenen Meter auf dem Display. Die Arme von Franziska Schalkamp schwingen ruhig vor und zurück. Ihr Blick ist nach vorne gerichtet, sie schaut freundlich und ohne eine Spur von Anstrengung im Gesicht aus der großen Fensterfront. Um sie herum trainieren Studierende an den Geräten des Campus-Gym am Horstmarer Landweg. An einem normalen Arbeitstag joggt Franziska Schalkamp zwar nicht, aber der Sport ist trotzdem ein ständiger Begleiter. „Ich mache sehr gerne Sport, ich spiele Fußball und fahre jeden Winter Ski“, erzählt die Auszubildende zur Veranstaltungskauffrau beim HSP. „Dieser Aspekt hat auf jeden Fall bei meiner Auswahl des Ausbildungsbetriebs eine Rolle gespielt.“

Als Teil des HSP erlernt Franziska Schalkamp in verschiedenen Abteilungen nicht nur die Planung, Organisation und Durchführung von sportbezogenen Events. Auch das Marketing, verschiedene Kalkulations- und Beschaffungsprozesse sowie rechtliche Bestimmungen sind Gegenstand ihrer dreijährigen Ausbildung zur Veranstaltungskauffrau. Von der Hochschulsportschau und der Zumba-Party über den Leonardo-Campus-Run mit Tausenden Teilnehmerinnen und Teilnehmern bis hin zum Nikolausturnier – die Veranstaltungen des HSP sind sehr vielfältig. Außerdem nutzen rund 25.000 Studierende und Beschäftigte pro Woche das Kursangebot in über 150 Sportarten. „Mir gefällt das Konzept des HSP. Die Ausbildung war meine erste Wahl“, betont Franziska Schalkamp. „Ich habe mich sehr über den Anruf und die Zusage gefreut.“

Während die zurückgelegte Distanz auf dem Laufband im Campus-Gym stetig zunimmt, steigt auch die Anstrengung. Mittlerweile sind die Wangen von Franziska

wegs, sondern sitze auch viel am Schreibtisch“, schildert Franziska Schalkamp. „Und inzwischen habe ich mich an das frühe Aufstehen gewöhnt.“ Die Arbeitsatmosphäre auf dem Sport-Campus bringt sie in zwei Sätzen auf den Punkt: „Ich finde, man kann sich hier nur wohlfühlen. Wir haben eine tolle und lockere Stimmung im Team.“ In der Freizeit spielt Franziska Schalkamp, seitdem sie zehn Jahre alt ist, Fußball bei der Warendorfer Sportunion. Seit Sommer 2020 ist sie Teil der Frauen-Mannschaft, die derzeit in der Frauen-Bezirksliga Staffel 1 spielt. Das bedeutet Training und Fußballspiele am Wochenende. Darüber hinaus ist Franziska Schalkamp Mitglied im Spielmannszug Freckenhorst. Bei Schützenfesten, Festumzügen und Hochzeiten spielt sie Querflöte. Außerdem engagiert sie sich ehrenamtlich als Betreuerin im Ferienlager. „Ich habe schon während meiner Schulzeit gerne organisiert. Das kann ich gut, und es kommt mir jetzt in der Ausbildung zugute“, unterstreicht Franziska Schalkamp.

Nach ihrem Abitur am Gymnasium Laurentianum in Warendorf stand für die 19-Jährige fest, dass sie nicht studieren möchte. „Aus meinem engen Freundeskreis bin ich die Einzige, die eine Ausbildung begonnen hat“, sagt sie und fügt selbstbewusst hinzu: „Das spielt für mich aber keine Rolle, da ich etwas in der Tasche haben wollte, und studieren kann ich ja immer noch.“ Für ihren Lebensweg hat sie ein Vorbild in der eigenen Familie – Bruder Tobias macht eine Ausbildung zum Industriekaufmann.

„Ich habe bei ihm gesehen, dass es cool ist, zu arbeiten und Geld zu verdienen“, erzählt Franziska Schalkamp. Wenn die Leistungen und Noten stimmen, kann sie ihre dreijährige Ausbildung an der WWU um ein halbes Jahr verkürzen. Und was kommt danach? „Vielleicht beginne

„Man kann sich hier nur wohlfühlen. Wir haben eine tolle und lockere Stimmung im Team.“ Franziska Schalkamp

ich ein Eventmanagement- oder Tourismus-Studium. Aber wer weiß, was dann ist. Deshalb mache ich noch keine genauen Pläne ...“

Gelassen steigt Franziska Schalkamp nach der zusätzlichen Sporteinheit im Campus-Gym vom Laufband und widmet sich wieder ihren eigentlichen Aufgaben an diesem Arbeitstag.

Schalkamp rötlich eingefärbt. Aus der Ruhe lässt sie sich davon jedoch nicht bringen. Seit dem 1. August 2022 klingelt ihr Wecker bereits um sechs Uhr morgens. Das war eine große Umstellung, wohnte Franziska Schalkamp zuvor nur fünf Minuten zu Fuß von ihrer Schule entfernt. Mit dem Zug und dem Fahrrad fährt sie von ihrem Wohnort Warendorf nach Münster ins Büro. „Meine Aufgaben sind abwechslungsreich. Aber ich bin nicht nur unter-

wissen.leben.bewerben – Ausbildung an der WWU

Die Universität Münster ist mit rund 45.000 Studierenden und 8.000 Beschäftigten eine der größten Hochschulen Deutschlands. Es gibt mehr als 280 Studiengänge in 120 Studienfächern an der WWU. Von Fachinformatikern über Kaufleute bis hin zu Handwerkern und Laboranten – die WWU ist mit rund 150 Auszubildenden in 20 verschiedenen Berufen auch einer der größten Ausbildungsbetriebe im Münsterland.



Weitere Informationen zur Ausbildung an der WWU: www.uni-muenster.de/ausbildung

J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

Seit vielen Jahren lehrt und forscht Nils Neuber über das Bildungspotenzial von Sport und Bewegung.

Das Potenzial des Sports für die Bildung nutzen

Die Verbindung von Sport und Bildung ist das zentrale Thema des Sportpädagogen **Prof. Dr. Nils Neuber**. Für seine zahlreichen Initiativen in Forschung und Lehre und sein Engagement zeichnet ihn das Land Nordrhein-Westfalen im September mit dem „Landespreis Sportwissenschaft 2022“ aus – Norbert Robers begleitet ihn zu einer Schule und schildert seinen Werdegang und seine Überzeugungen.

Es gibt ein Foto, das Nils Neuber in einem beigefarbenen Poloshirt, einer legeren Cargohose und mit Sandalen zeigt, wie er – von fünf Männern und einer Frau flankiert – auf einer Bank im Grünen sitzt. Freizeit, Urlaub, entspanntes Miteinander: Das sind die Gedanken, die aufkommen, wenn man das Bild betrachtet, das vom 1. September 2006 datiert. Ein Trugschluss. Denn schließlich war dieser Freitag Nils Neubers erster Arbeitstag als Hochschullehrer, als Professor für Sportdidaktik, der für ihn mit einer Tagung auf der Nordseeinsel Baltrum begann. Gerne erinnert er sich heute an die damaligen „beeindruckenden Debatten“ zwischen den Dünen, bei denen es vor allem darum ging, „die üblichen Normen und Muster“ in seinem Fach kritisch zu beäugen, Ideen für ein „signifikantes Lernen“ zu entwickeln – ein Lernen, „das die Leute packt“.

Bildung und Sport: Diese beiden Elemente stehen seitdem im Mittelpunkt seiner beruflichen Laufbahn, der Forschung und Lehre des Sportpädagogen Nils Neuber. Man braucht mittlerweile rund zwei DIN-A4-Seiten, um all seine Mitgliedschaften, Gremien-Aktivitäten und Preise auf diesem Feld aufzulisten. Er war Sprecher des Forschungsverbunds der Deutschen Sportjugend und des „Fakultätentags Sportwissenschaft Nordrhein-Westfalen“, er hat in Münster das Centrum für Bildungsforschung im Sport

gegründet und den Forschungsverbund Kinder- und Jugendsport NRW aus der Taufe gehoben, dessen Sprecher er bis heute ist – um nur einige Beispiele zu nennen. „Der Sport ist keine heile Welt“, ist er überzeugt, „aber er bietet als ein Lieblingsfach vieler Mädchen und Jungen ein großes Potenzial für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Diesem faszinierenden Thema habe ich mich voll und ganz verschrieben.“

In nahezu jedem Satz, jeder Erinnerung und jeder Anekdote spürt man Nils Neubers Leidenschaft für diese Aufgabe, als wir an einem sonnigen Vormittag zur münsterschen Grundschule am Kinderbach aufbrechen, einer Partnerschule des Instituts für Sportwissenschaft. Und, wie könnte es auch anders sein, selbstverständlich sind seine Begeisterung und sein Engagement schon lange weit über Münster hinaus bekannt: Im September des vergangenen Jahres zeichnete das Land Nordrhein-Westfalen Nils Neuber für dessen „herausragende Leistungen“ mit dem „Landespreis Sportwissenschaft 2022“ aus.

Wobei Nils Neuber zunächst den festen Willen hatte, sich an einer Karriere als Journalist zu versuchen. Die Hoffnung war durchaus berechtigt – die Oldenburger Nordwest-Zeitung und Radio Bremen nahmen ihm gerne den einen oder anderen Beitrag ab. In Göttingen schrieb Nils Neuber sich 1985 in Geschichte, Politikwissenschaft sowie Wirtschafts- und Sozial-



J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

psychologie ein. „Als ich ein Jahr später meinen Zivildienst an einer Förderschule für geistige Entwicklung mit reichlich Sportunterricht antrat“, erinnert er sich, „stellte ich mir allerdings die Frage, warum ich nicht auf Sport setze.“ Gedacht, getan: An der Kölner Sporthochschule und der Universität Köln studierte er nach dem Zivildienst Sportwissenschaft, Geschichte und Pädagogik. Ein bunter Fächerstrauß, von dessen vielfältigen Erkenntnissen Nils Neuber noch heute profitiert – beispielsweise mit der Fähigkeit, Quellen kritisch zu lesen, die er sich im Fach Geschichte aneignete.

Apropos bunter Strauß: Auch mit Blick auf seine sportlichen Ambitionen und Begabungen bestach der gebürtige Karlsruher, der in Klattenhof, 30 Kilometer westlich von Bremen, aufwuchs, in seinen jungen Jahren mit seiner Vielfalt. Ob Kanufahren, Unterwasserrugby oder Karate: Nils Neuber fühlte sich in reichlich Disziplinen wohl. Später kamen zahlreiche musische Formen des Sports in Gestalt von Spiel, Musik, Tanz und Bewegungstheater hinzu. In seiner Dissertation verband er all dies unter dem Titel „Kreative Bewegungserziehung in der Primarstufe“. Seine Habilitationsschrift entstand an der Ruhr-Universität Bochum zur Entwicklungsförderung im Jugendsport.

Sein wahres sportliches Terrain war und ist allerdings ein mit üblicherweise weißen Kacheln ausgekleideter, 50 Meter langer und zwei Meter tiefer Wasserbehälter – ein Schwimmbecken. Nils Neuber stammt aus einer Schwimmer-Familie. Seine Mutter nahm drei Mal an Olympischen Spielen teil, sein Vater war Trainer und Kampfrichter. Der größte Erfolg für Sohn Nils war, der sich beim TuS Wesseling auch als Übungsleiter engagierte, der 9. Platz bei den niedersächsischen Landesmeisterschaften.



Noch heute versucht der dreifache Familienvater im Sommer drei Mal pro Woche in seinem Wohnort Havixbeck 1.500 Meter lang „Kacheln zu zählen“, wie es unter Schwimmern gerne heißt. „Ich bin im Schwimmbad groß geworden“, unterstreicht der 56-Jährige, „und das wirkt bis heute nach.“

Wenn man an der Seite von Nils Neuber Kindern auf dem Schulhof zuschaut, wie sie rennen, klettern und Bälle durch die Gegend jagen, dann ist man schnell im Gespräch über seine wissenschaftlichen Schwerpunkte.

„Deswegen lautet meine erste Forderung: mehr Männer in die Grundschule. Zudem muss man endlich die Erziehungsarbeit von Grundschulen anerkennen und die Bildungsbedeutung von Bewegung, Spiel und Sport ernst nehmen. Der Sport darf in der Schule nicht das fünfte Rad am Wagen sein.“

Prof. Dr. Nils Neuber

Wie kann man die Entwicklung von Kindern und Heranwachsenden mit Hilfe des Sports fördern? Es klingt simpel, aber im „Ernstfall“ dürfte es weit schwieriger sein: Man müsse „nur“ die richtigen Aufgaben stellen. Jetzt sprudelt es geradezu aus ihm heraus. „Das ist keine Hexerei. Man

muss die Schüler dazu anleiten, dass sie bei einer Aufgabe eigene Ideen einbringen, dass sie die Bandbreite möglicher Lösungen erkennen. Jedes Kind hat eine individuelle Motorik und Fantasie. Die Aufgaben sollten nicht zu geschlossen, aber auch nicht beliebig sein – dann klappt es auch mit der Kreativität.“ So ließ Nils Neuber beispielsweise die Kinder beim Schwimmunterricht den Eintauchwinkel der Hände beim Kraulen immer wieder variieren, bis das Optimum erreicht war und sich jedem Teilnehmer der praktische Nutzen und Effekt erschloss.

Diese „Taktik“ zieht sich beim Hochschullehrer Nils Neuber und seinen Institutskollegen bis heute durch. Viele Studierende hätten eine Vergangenheit in einem Verein, sie seien an einen „stark normierten“ Sport gewöhnt. „Es ist enorm schwer, all die Mechanismen aus den Köpfen zu bekom-



„Ich bin im Schwimmbad groß geworden“: Nils Neuber war und ist passionierter Sportler, der sich in verschiedenen Disziplinen heimisch fühlt.

men, die in jungen Jahren angelegt wurden“, betont er. Man wolle die Studierenden nicht belehren, sondern eher irritieren und animieren. So muss nicht jeder Staffellauf am Strand einen Sieger hervorbringen, nicht jeder Sport muss messbar sein. „Erfahrungsorientiertes Lernen“ lautet die Formel im Institut am Horstmarer Landweg, dem Nils Neuber von 2016 bis 2022 als geschäftsführender Direktor vorstand.

Wobei er dies keineswegs als „Aufruf zur Anarchie“ verstanden wissen will. Auch das Lernen von Mustern und Normen sei wichtig und hilfreich. „Wir haben einen Doppelauftrag: die Erschließung der Sportkultur und parallel dazu die Entwicklungsförderung durch Spiel und Sport“, fasst er das Konzept zusammen.

Mit Blick auf die tobenden Kinder auf dem Schulhof im Stadtteil Kinderhaus kommt Nils Neuber auf ein weiteres Thema zu sprechen, das ihm am Herzen liegt – die Förderung von Jungen. „Es ist gut belegt, dass die Jungen seit rund 50 Jahren in allen Phasen der Bildung hinter den Mädchen zurückliegen. Nach Jahren der berechtigten Mädchenförderung haben wir die Jungen aus dem Blick verloren“, sagt er. Was tun? „Wir brauchen eine Förderung, die Jungen frühzeitig zeigt, dass Männlichkeit nicht einseitig ist, dass sie genauso einfühlsam und hilfsbereit, aber auch kraftvoll und durchsetzungsstark sein können. Und Jungen brauchen authentische Vorbilder“, meint Nils Neuber. „Deswegen lautet meine erste Forderung: mehr

Männer in die Grundschule. Zudem muss man endlich die Erziehungsarbeit von Grundschulen anerkennen und die Bildungsbedeutung von Bewegung, Spiel und Sport ernst nehmen. Der Sport darf in der Schule nicht das fünfte Rad am Wagen sein.“

Zurück zum Anfang: Die positiven Baltrum-Erfahrungen aus dem Jahr 2006 wirken bei Nils Neuber bis heute nach. 2016 feierte er dort sein zehnjähriges Professoren-Jubiläum, und noch heute fährt er einmal pro Jahr mit Studierenden auf das nur 6,5 Quadratkilometer kleine Eiland. „Diese Besuche haben sich in vielerlei Hinsicht bewährt – die frische Nordseeluft tut den Studierenden und Dozenten offensichtlich gut.“



J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

Duale Karriere – Vollzeitstudent und Spitzenathlet

Cosmo Grünh studiert Jura an der Universität Münster und spielt seit gut zwei Jahren bei den WWU Baskets. Im Oktober 2022 startet die neue Saison in der „BARMER 2. Basketball-Bundesliga ProA“, die Baskets treten damit erstmals in der zweithöchsten Basketball-Liga der Herren an. Wie Cosmo Grünh der Spagat zwischen Studium, Training und Wettkampf gelingt, stellt Autorin Kathrin Kottke in „basketballtypischen“ vier Vierteln vor.

Volle Konzentration in der Bibliothek:
Cosmo Grünh büffelt für sein Jurastudium.

liga ProB. Nach vier Jahren wechselte er im Sommer 2020 nach Münster zu den WWU Baskets auf die „Power Forward“-Position – zu Deutsch kraftvoller Angriffsspieler. „In erster Linie bin ich wegen des Sports nach Münster gekommen. Ich stand schon einige Jahre im Austausch mit Baskets-Manager Helge Stuckenholz und kannte den Basketball-Club gut. Zudem wollte ich mein Jurastudium fortsetzen, das ich bereits in Frankfurt begonnen hatte. Dass mir die Stadt ebenfalls sehr gut gefiel, machte die Entscheidung leicht“, berichtet Cosmo Grünh.

Während seiner Zeit in Frankfurt wollte er immer höher hinaus. „Meine sportlichen Ziele waren damals, im europäischen Basketball oder in der ersten Bundesliga zu spielen“, erklärt er rückblickend. „Ich habe aber schnell gemerkt, dass mir der Basketball alleine nicht wirklich reicht.“ In Münster, so ist er sich inzwischen sicher, hat er seine sportliche Traumstation erreicht. Grund dafür sind die außergewöhnliche Teamdynamik und der Zusammenhalt unter den Spielern. „Es ist erstaunlich, wie

gut die verschiedenen Personen im Verein harmonieren. Alle haben Lust, zusammenspielen und wollen gemeinsam etwas erreichen. Für Einzelkämpfer ist hier wenig Platz“, beschreibt er das Selbstverständnis der Mannschaft. Neben dem gemeinsamen Sport sind inzwischen gute Freundschaften entstanden.

Der Umzug der Baskets von der Universitätssporthalle am Horstmarer Landweg in die wesentlich größere Halle in Berg Fidel war ein Wagnis. Aber es hat sich gelohnt – die Heimspiele sind regelmäßig sehr gut besucht. In Münster hat vor rund zwei Jahren ein regelrechter Basketball-Boom eingesetzt, die WWU Baskets sind das Aushängeschild der Stadt. Bis zu 3.000 Fans, darunter viele Studierende, passen in die Sporthalle und feuern die WWU Baskets mit Fangesängen, „Defense“-Sprechchören, Trommeln und Pfeifen an. „Das ist ein Wahnsinnsgefühl – die Halle bebt förmlich. Beim Aufwärmen bin ich teilweise abgelenkt von den vielen Geräuschen und Bewegungen. Aber wenn das Spiel losgeht, bin ich zu 100 Prozent fokussiert“, beschreibt der Basketballer. Wer Cosmo Grünh während eines Spiels beobachtet, stellt schnell fest: Als Einzelathlet sowie als Teamplayer hält er die Gruppe zusammen und bringt eine besondere Dynamik und Entschlossenheit aufs Spielfeld, von der die gesamte Mannschaft profitiert.



Tägliches Training in der Woche, Spiele an fast jedem Wochenende. Für Cosmo Grünh gehört das zum Alltag, und das schon ziemlich lange. Basketball spielt der 25-Jährige bereits seit seiner

frühen Jugend. Zunächst in seiner Heimatstadt Freiburg beim „USC Freiburg“. Nach dem Abitur 2016 zog er nach Frankfurt am Main und spielte in der zweiten Herrenmannschaft der „Skyliners Frankfurt“ in der 2. Bundes-



J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D



2/4

DER STUDENT

Abschlussprüfung notwendig ist. „Das Wochenpensum ist happig. Das Büffeln und das viele Training bestimmen meinen Tagesablauf“, erzählt der angehende Jurist – ohne dabei zu jammern oder sich zu beschweren. „Für mich war und ist es extrem wichtig, dass ich mit dem Basketball-Team, dem Trainer und dem Manager klare Regelungen und Absprachen treffe, dass mir die Lern- und Studiumszeit uneingeschränkt zusteht.“

Viele Kollegen aus seinem Team studieren ebenfalls oder sind Berufsanfänger. Der regelmäßige Austausch und das Verständnis für die jeweilige Situation sind daher extrem wichtig. Sowohl im Studium als auch im Sport sind Disziplin, Ausdauer und Motivation die drei wichtigsten Eigenschaften, die ihn wortwörtlich am Ball bleiben lassen. „Ich habe über die Zeit gelernt, Kompromisse zu schließen. In erster Linie mit mir selbst, aber auch mit anderen. Für mich ist der Alltag aus Sport und Lernen Normalität, seitdem ich 13 Jahre alt bin. Meine Familie, Freunde, Kommilitonen und Team-Kollegen kennen und akzeptieren meine duale Karriere.“

Ob er nach seinem Studium Anwalt, Richter oder Notar werden möchte, ist noch ungewiss. „Ich plane und denke eher in kleineren Etappen und lasse die Zukunft auf mich zukommen. Die meisten Chancen, egal ob im Sport oder im Studium, ergeben sich meiner Erfahrung nach unge-

Fokussierung und Konzentration benötigt er auch in seinem Jurastudium. Vor allem im Repetitorium – einem Veranstaltungsformat, in dem der Lernstoff wiederholt wird, der für die

plant. Die weiß ich dann aber auch zu nutzen“, erklärt der 25-Jährige. Das nächste Etappenziel steht für ihn bereits fest: Sein studentischer Fokus gilt voll und ganz dem ersten Staatsexamen.

3/4

DER SPIELE-FAN

Ob Doppelkopf, Root, Terra Mystica oder Kartograph: Eine Möglichkeit für Cosmo Grünh, im hektischen Alltag zur Ruhe zu kommen, sind lang ausgedehnte Spieleabende mit Freunden – je zeitintensiver und aufwendiger ein Karten- oder Brettspiel ist, desto besser. „In der Regel kann ich bei strategischen Überlegungen, ohne Glücks- oder Zufallselemente, gut abschalten. Das bedeutet aber nicht, dass es nicht auch heiß hergehen kann. Oftmals kochen die Gemüter hoch – es geht ja schließlich ums Gewinnen“, berichtet er. Die Leidenschaft für Brett- und Gesellschaftsspiele hat Cosmo Grünh schon in seiner Kindheit gepackt. „Zu Hause in Freiburg steht der Keller meiner Eltern voll mit Spielen.“

Auch in seiner WG haben sich einige Spelekartons angesammelt. Er wohnt mit seiner jüngeren Schwester zusammen, die ebenfalls in Münster studiert. Egal ob zu zweit oder in größeren Gruppen, die Spiele werden regelmäßig hervorgekramt. Wenn er neuen Spiele-Input benötigt, dann besucht er sein Lieblingsgeschäft in der Frauenstraße. „Wenn ich könnte, würde ich dort gerne mehr Zeit verbringen und mich durch den gesamten Laden rauf- und runterspielen“, gesteht Cosmo Grünh.

4/4

DER FAMILIEN-MENSCH

Knapp 600 Kilometer von Münster entfernt wuchs Cosmo Grünh auf. In der Universitätsstadt Freiburg sieht er viele Parallelen zu Münster: unter anderem die vielen Fahrräder und Studierenden, die zahlreichen Grünflächen und Parkanlagen sowie die idyllische Innenstadt mit ihren historischen Bauwerken. Mit seiner Schwester wohnt er in einer Zweier-WG östlich des Aasees – immerhin schon die dritte Wohnung in zwei Jahren. „Durch das Umziehen lerne ich Münster am besten kennen“, meint er. Freiburg und seine Eltern vermisst er jedoch sehr.

Mit seinem Vater pflegt er eine lange Basketballtradition in der Familie. Es war auch sein Vater, der früher in der zweiten Liga in Freiburg trainierte und inzwischen in der Ü-55-Mannschaft aktiv ist, der ihn für den Basketball-Sport begeisterte. „Ich besuchte oft die Spiele meines Vaters, und noch heute sitzen wir gerne zusammen und fachsimpeln über Basketball. Diese gemeinsame Leidenschaft macht unsere Beziehung sehr besonders“, erzählt Cosmo Grünh. Druck haben seine Eltern allerdings nie auf ihn ausgeübt. „Die hätten sich genauso gefreut, wenn ich ein Instrument gelernt hätte und künstlerisch aktiv gewesen wäre“, unterstreicht er.

Sein Vater sowie seine Mutter sind für ihn wichtige Stützen nach sportlichen Niederlagen oder Verletzungen – wie im November 2021, als Cosmo Grünh sich im Training einen Handwurzelknochen brach und für mehrere Wochen ausfiel. „Der Sport verursacht krasse Hochs, aber auch genauso krasse Tiefs. Als wir 2021 das entscheidende Spiel in den Playoffs verloren, war ich am Boden zerstört. Als wir gegen Düsseldorf im November 2022 gewannen, schwebten wir dagegen alle auf Wolke sieben“, beschreibt er. „Tiefs halten allerdings länger an als Hochs. Teilweise war ich über Wochen für alle unerträglich. In diesen Phasen flüchte ich gerne aus der Stadt oder führe lange Gespräche mit meinen Eltern – egal, ob es um das Studium oder den Sport geht.“

Cosmo Grünh spielt seit Juli 2020 bei den WWU Baskets auf der „Power Forward“-Position.



OVERTIME (VERLÄNGERUNG)

„Neben dem Basketball übe ich auch viele andere sportliche Aktivitäten aus, etwa Beachvolleyball, Surfen oder Spikeball. Ich würde gerne noch weitere Sportarten ausprobieren, zum Beispiel Kampfsport oder Fechten, aber dafür ist aktuell neben dem täglichen Training keine Zeit.“

„An einem typischen Sonntagabend hänge ich am liebsten auf dem Sofa ab und schaue mit einem guten Kumpel die National Football League (NFL) im Fernsehen.“

„Ich koche gerne. Meine Leibspeise ist Gemüsepfanne mit Reis oder Nudeln.“

„Mein Lieblingsspieler ist Steve Nash, ein ehemaliger NBA-Spieler. Als Basketballstar setzt er sich für viele soziale oder ökologische Projekte ein und macht auf Missstände in der Welt aufmerksam. Menschen, die für das eintreten, woran sie glauben, inspirieren mich sehr.“



Cosmo Grünh – WWU Baskets

Geburtstag: 4. März 1998
Nationalität: Deutsch
Größe: 201 cm
Gewicht: 105 kg

Karriere

Bei den WWU Baskets seit Juli 2020
2016–2020: FRAPORT SKYLINERS Juniors (Frankfurt a. M.)
2012–2016: USC Freiburg

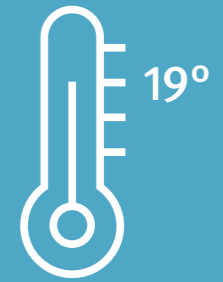
Größte sportliche Erfolge

2015 und 2016: 3x3-U18-Europameisterschaft

Einsätze

2. Bundesliga ProA: 17
2. Bundesliga ProB: 131
2. Regionalliga: 23

J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D



BLICK INS REGELWERK

Sie ist das bestimmende Thema im Herbst und im Winter 2022: die Energiekrise. Auch die WWU muss und will sparen. Einer der wichtigsten Einsparfaktoren ist die geringere Heiztemperatur in allen Universitätsgebäuden. **Heiko Maschke** ist zuständig für die Gebäudetechnik an der WWU – im November ist er unter anderem damit beschäftigt, möglichst schnell und flächendeckend die sogenannten Vorlauftemperaturen abzusenken. **Sophie Pieper** besucht mit ihm die Technikräume im PharmaCampus.



Die Technik im PharmaCampus ist komplex und deswegen für Heiko Maschke besonders spannend.

Um zu Hause Energie zu sparen, haben wir letztes Jahr alle die Heizung runtergedreht – Sie gleich für die gesamte Universität. Das klingt nach einer Mammutaufgabe ...

Ja und nein. Meine Kollegen und ich sind natürlich nicht durch alle 240 WWU-Gebäude gezogen und haben an den Thermostaten gedreht. Unser Sachgebiet umfasst die Automatisierung aller haustechnischen Anlagen, mit denen sich Wärme, Kälte und Raumluft regeln lassen. Den Großteil der Anlagen können wir aus der Ferne steuern. Dass wir allerdings für alle Gebäude der Universität die Temperatur abgesenkt haben, war ein Novum.

Die Zielvorgabe lag bei 19 Grad – das ist die Temperatur, die bei körperlich leichter und überwiegend sitzender Tätigkeit gesetzlich vorgegeben war. In einem Großteil der Gebäude haben wir die Programmierung der Regelungstechnik so weit anpasst, dass die Vorlauftemperaturen herabgesetzt werden konnten. Zusätzlich wurden beispielsweise noch die Temperaturen der Lüftungsanlagen angepasst.

Das hört sich nervenaufreibend an ...
Das war es auch. Wir konnten auf keinerlei Erfahrungswerte zurückgreifen und teilweise nicht genau vorhersagen, ob alles klappt. Deswegen waren wir nach Absenkung der Temperatur auch sehr eingespannt. Schließlich mussten wir überall überprüfen, ob die Änderungen gegriffen haben.

Wo hat es gehakt?
Schwierigkeiten gab es bei älteren Gebäuden. Hier war es teilweise nicht möglich, die Vorlauftemperatur zu senken, weil die Gebäude zu stark ausgekühlt wären und wir nicht mehr die Zielmarke von 19 Grad erreicht hätten. Bei den neueren Gebäuden ist vieles glatt gelaufen.

Sie haben also die ganze WWU runterkühlen lassen – wie ging es dann weiter?
Zu Beginn haben wir einige Rückmeldungen bekommen – entweder von den Mitarbeitern über die Mailadresse des Krisenstabs oder durch die Hausmeister und Bereichsleiter der Gebäude. Wir haben uns in den jeweiligen Büros und Laboren der Gebäude die Situation vor Ort angeschaut, um herauszufinden, wo die Probleme lagen. Heraus-

fordernd war für uns der milde Herbst, in dem es tagsüber Temperaturen von 15 bis 20 Grad gab, die Nächte aber deutlich kühler waren. Dadurch sind die Räume nachts ausgekühlt, tagsüber sprang die Heizung aufgrund der zu hohen Außentemperaturen aber nicht an.

Warum nicht?
Das passiert erst, wenn der Mittelwert der Außentemperatur über mehrere Tage in Folge unter 15 Grad liegt. Solche Übergangszeiten sind knifflig. Besser ist es, wenn es konstant kalt ist. Nach einigen Startschwierigkeiten lief der Betrieb allerdings relativ reibungslos, und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kamen mit den Maßnahmen gut zurecht.

Der Herbst und der Winter waren eine Ausnahmesituation für Sie und Ihr Team. Wie sieht ein „normaler“ Arbeitstag bei Ihnen aus?
Meine Kollegen und ich schauen morgens als Erstes auf die Gebäudeleittechnik. Wir prüfen, welche Störmeldungen aufgetreten sind, und bewerten deren Dringlichkeit. Unser Arbeitsbeginn ist um 6.30 Uhr – das gibt uns einen kleinen zeitlichen Vor-

GA und MSR-Technik – was ist das?

GA steht für Gebäudeautomation, MSR für Mess-, Steuerungs- und Regelungstechnik. Bei der GA und MSR-Technik geht es um die Automatisierung aller haustechnischen Anlagen, die Wärme, Kälte und Raumluft regeln. Im Rahmen der GA kann die WWU für viele ihrer Gebäude individuelle Werte und Muster für die Versorgung einstellen und einen Großteil der Anlagen aus der Ferne steuern und warten. Ziel der MSR-Technik ist es, möglichst optimale Raumkonditionen zu schaffen, gleichzeitig aber auch den Energiebedarf zu senken.



J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

sprung, weil die Gebäude so früh meistens noch nicht so intensiv genutzt werden und wir mögliche Änderungen im System hochladen können. Sobald ich mir einen Überblick über den aktuellen Stand verschafft und die Aufgaben an die Kollegen verteilt habe, widme ich mich einzelnen Projektarbeiten. Das können beispielsweise abgeschlossene Bauprojekte sein, die ich technisch abnehmen muss.

Wie läuft eine Abnahme ab?

Bei den Abnahmen der technischen Anlagen bin ich mit mindestens einem meiner Mitarbeiter vor Ort und schaue mir die Anlagen der technischen Gebäudeausstattung genau an. Funktioniert alles? Wurde etwas vergessen? Es gibt immer kleine, manchmal auch größere Fehler. Das ist normal, denn die Technik für große Gebäude – insbesondere für Forschungsbauten – ist komplex. Durch meine Erfahrung sehe ich aber schnell, wo es hakt. Mir macht die Fehlersuche auch einfach Spaß. Die Kollegen sagen, dass ich ein Trüffelschwein für Fehler bin.

... das ist ja eine charmante Stellenbeschreibung.

Damit kann ich gut leben. Durch meine langjährige Erfahrung weiß ich mittlerweile genau, wo ich hinschauen muss. Mich freut es, wenn ich Unregelmäßigkeiten finde,

die noch in den Rahmen der Gewährleistung fallen und behoben werden müssen. Man muss sich bei den Abnahmen immer vor Augen halten, dass die Universität und letztendlich der Steuerzahler für eine bestimmte Leistung gezahlt haben, und der Auftragnehmer verpflichtet ist, diese Leistung zu erbringen.

Welche aktuellen Projekte beschäftigen Sie gerade?

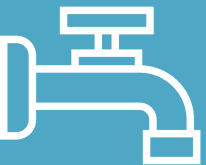
Zum einen ist das die Abnahme von Bauprojekten wie dem Multiscale Imaging Centre, zum anderen sind es viele anstehende Neubauten wie das „Centre of Mathematics“, der Hüffercampus, der Anbau für das GEO1 oder der Ersatzneubau IG1 in der Physik. Ich bin nicht nur bei der Abnahme der Gebäude, sondern bereits im Vorfeld im Einsatz. Sobald es bei den Planungen um die Technik geht, werde ich miteinbezogen und prüfe die Entwürfe.

Sie haben schon viele Bauprojekte begleitet und kennen die WWU gut. Seit wann arbeiten Sie hier, und wie sah Ihr vorheriger Berufsweg aus?

Ich habe eine Ausbildung zum Elektriker und nebenbei mein Fachabitur gemacht. Danach habe ich überlegt, ob ich studieren oder einen Abschluss als Techniker machen soll. Zu der Zeit waren Ingenieure aber nicht gesucht, daher habe ich mich für den Abschluss als Techniker entschieden. Anschließend hatte ich meine erste Stelle als Servicetechniker. Nach einigen Jahren bin ich zu einem Unternehmen aus Gronau gewechselt. Dieses



Beruf und Berufung – für Heiko Maschke ist Technik Arbeit und Hobby zugleich.

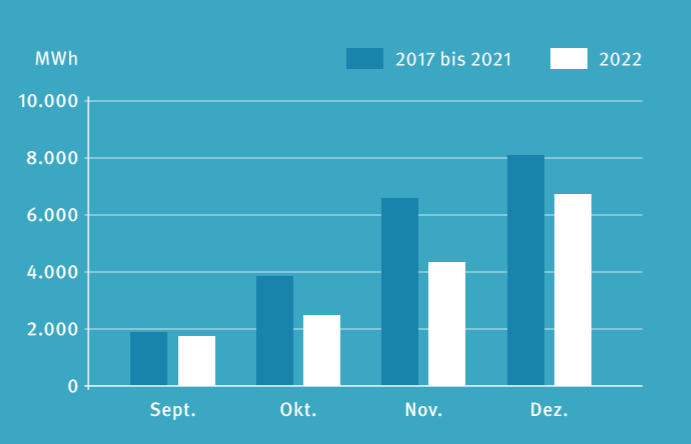


Die WWU startet im Herbst eine Kampagne: Mit verschiedenen Energiesparmaßnahmen sollen 20 Prozent gegenüber dem Durchschnittsverbrauch der letzten fünf Jahre gespart werden.

Unter anderem werden folgende Maßnahmen umgesetzt:

- max. 19 Grad in Arbeitsräumen
- keine Beheizung von Verkehrsflächen in Gebäuden (z.B. Flure)
- Kalt- statt Warmwasser
- Abschaltung von Beleuchtung im Außenbereich (z.B. keine Beleuchtung des Schlosses)

Auswirkungen der Energiesparmaßnahmen auf den Wärmeverbrauch 2022



Unternehmen errichtet unter anderem Regelungsanlagen für die Universität Münster. Dadurch habe ich die WWU und ihre Gebäude kennengelernt. Nach einigen weiteren Jahren folgte ein Wechsel zu einem Unternehmen in Rheine. Auch für diese Firma war ich viel unterwegs – zu viel. Während dieser Zeit wurde meine Tochter geboren, deswegen wollte ich nicht mehr kreuz und quer durch Deutschland zu verschiedenen Baustellen fahren. Glücklicherweise war zu der Zeit eine Stelle für einen Regelungstechniker an der WWU ausgeschrieben. Ich habe mich beworben und sie bekommen. Das ist mittlerweile zwölf Jahre her – kaum zu glauben.

Über eine Dekade an der WWU – heute sind Sie Sachgebietsleiter. Seit wann haben Sie diese Position inne?

Nachdem ich zunächst mehrere Jahre als Regelungstechniker gearbeitet hatte, folgte ein Wechsel in das Energiemanagement. Dort war ich drei Jahre tätig – bis die Stelle des Sachgebietsleiters frei wurde. Seit 2018 leite ich den Bereich Gebäudeautomation und habe ein wirklich tolles siebenköpfiges Team. Rückblickend kann ich sagen, dass der Wechsel an die Uni beruflich die beste Entscheidung in meinem Leben war. Ich kann mich jeden Tag mit Technik beschäftigen, es gibt ständig neue Herausforderungen, und mir macht die Arbeit auch nach so vielen Jahren immer wieder aufs Neue großen Spaß.

Ihre Leidenschaft für Technik ist groß – auch privat?

Definitiv ja. Ich habe vor drei Jahren ein Haus gebaut – dabei habe ich mich um die Elektrotechnik und deren Automation gekümmert. So lassen sich beispielsweise die Heizung und die Beleuchtung zentral – auch aus der Ferne – steuern. Letztes Jahr haben meine Frau und ich uns den Traum von einem Pool im Garten erfüllt. Die Technik dafür habe ich selbst geplant, installiert und in Betrieb genommen. Bis heute funktioniert alles einwandfrei. Das liegt vielleicht daran, dass ich die Wasserwerte akribisch, vielleicht zu sehr, prüfe. Man könnte auch sagen, dass ich mein Hobby zum Beruf gemacht habe. Deswegen mache ich meinen Job auch mit so viel Begeisterung.

J
F
M
A
M
J
J
A
S
O
N
D

„Ich war baff und konnte es kaum glauben“

Im Dezember 2022 zeichnet das Rektorat der Universität Münster 15 Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler mit einem Dissertationspreis aus. Die Doktorarbeiten weisen laut Jury ein hohes Maß an Originalität auf und leisten einen bedeutsamen Beitrag zur aktuellen Forschung. Eine der Preisträgerinnen ist **Dr. Judith Küper** aus dem Fachbereich Erziehungswissenschaft und Sozialwissenschaften. Die Wissenschaftlerin beschäftigt sich in ihrer Forschung mit der Fachdidaktik des Pädagogikunterrichts, erziehungswissenschaftlicher Theoriebildung, pädagogischer Ethik und Professionalisierung sowie mit Methoden qualitativer Sozialforschung. Im Interview mit Kathrin Nolte spricht die 30-Jährige über ihre Leidenschaft für die Wissenschaft, ihre kollegialen Erfahrungen während der Promotion und über das Tanzen als Ausgleich zum Arbeitsalltag.

Ausgezeichnet promoviert: Die Erziehungswissenschaftlerin Judith Küper gehört zu den besten Nachwuchswissenschaftlerinnen an der WWU.

Sie zählen zu den besten Nachwuchswissenschaftlerinnen an der WWU. Wie haben Sie von der Auszeichnung mit dem Dissertationspreis erfahren?

Mein Doktorvater Prof. Dr. Johannes Bellmann hob in einer Kolloquiumssitzung beide Daumen hoch. Ich dachte mir nur, irgendetwas Gutes muss passiert sein. Mir war aber zu diesem Zeitpunkt nicht klar, um was es ging. Als er mich fragte, ob ich meine E-Mails bereits gecheckt hätte, bejahte ich die Frage und wusste immer noch nicht, worauf er hinauswollte. Er forderte mich auf, meine E-Mails nochmals zu prüfen. Das tat ich verwundert. Später an diesem Tag Ende Oktober schrieb mir mein Vater eine WhatsApp-Nachricht, dass das unglaublich wäre. In diesem Moment wurde ich stutzig und fragte ihn, was er meint. Daraufhin leitete er mir die besagte E-Mail mit der Benachrichtigung über den Gewinn des Dissertationspreises weiter.

Aber warum landete die E-Mail im Postfach Ihres Vaters und nicht in Ihrem?

Bei meiner Immatrikulation habe ich die E-Mail-Adresse meines Vaters angegeben, so jung und naiv wie ich damals war.

Jetzt wussten Sie endlich, was los ist ...

Ja, endlich! Ich habe mich natürlich sehr gefreut. Gleichzeitig war ich baff und konnte es kaum glauben.

Dissertationspreise

Die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses ist für die Universität Münster eine zentrale strategische Aufgabe. Die Vergabe der Dissertationspreise für herausragende Doktorarbeiten gehört traditionell dazu. Die 15 Fachbereiche können die jeweils jahrgangsbeste Arbeit für die Auszeichnung vorschlagen. Die Dotierung des Preises beträgt jeweils 3.500 Euro. Das Preisgeld dient der Förderung von Forschungsarbeiten der Preisträgerinnen und Preisträger an der WWU oder an einer anderen nationalen oder internationalen Hochschule. Die Auswahl der Preisträgerinnen und Preisträger erfolgt durch das Rektorat auf Vorschlag der Rektorskommission für akademische Personalentwicklung.

Warum?

Bis heute habe ich immer noch großen Respekt vor meinem Dissertationsthema. Inhaltlich setze ich mich damit auseinander, pädagogische Reflexion anhand von Unterrichtsnachgesprächen als theoriefähiges Phänomen zu beleuchten. Während Reflexion üblicherweise als etwas Distanziertes, Unpersönliches verstanden wird, fand ich es bemerkenswert, dass die pädagogischen Praktikerinnen und Praktiker, die ich begleiten durfte, in einer berührten und engagierten Weise auf ihren Unterricht Bezug nehmen. Das habe ich nicht als Defizit betrachtet, sondern zum Ausgangspunkt für den Versuch gemacht, an einem ethischen Reflexionsbegriff zu arbeiten. Diese Herangehensweise entspricht nicht der gängigen Forschungsperspektive auf die Reflexion von Lehrerinnen und Lehrern und war daher ein Wagnis. Umso schöner war es, als ich im Gutachten lesen durfte, dass die Wahl meines breiten und mutig gewählten Themas genau richtig war.

Sie haben Englisch und Pädagogik auf Lehramt an der WWU studiert. Wollten Sie nach Ihrem Studium Lehrerin werden?

Ja, das war mein Wunsch. Aber er war nicht in Stein gemeißelt. Bereits in der gymnasialen Oberstufe haben mich Literatur – deshalb hatte ich Deutsch und Englisch als Leistungskurse – und das Unterrichtsfach Erziehungswissenschaft interessiert. Für mich war das keine schlechte Kombination, und deshalb habe ich mich im Wintersemester 2011 für Englisch und Pädagogik eingeschrieben. Ich muss aber gestehen, dass meine Vorstellung von diesen Fächern nichts mit der Realität an der Uni zu tun hatte – was vermutlich nicht ungewöhnlich ist.

War es also Zufall oder Absicht, dass Sie nicht im Klassenzimmer einer Schule, sondern in der Wissenschaft gelandet sind?

Beides. Die Faszination, sich Inhalte zu erarbeiten und in Themen zu vertiefen, habe ich schnell im Studium bemerkt. Gerade in der Erziehungswissenschaft muss man sich auf Argumente und Zusammenhänge, aber auch auf Kritik in Bezug auf Begriffsverwendungen einlassen. Es geht nicht um das Auswendiglernen von Theorien. Vielmehr geht es um die Art des Denkens und Fragens. Das habe ich vor dem Beginn meines Studiums nicht erwartet, aber die Fachkultur hat mich sehr interessiert. Während meiner Bachelor-Arbeit über den gesellschaftlichen Umgang mit Behinderungen und Inklusion bin ich auf das Forschungskolloquium meines späteren Doktorvaters gestoßen. Es war mein Türöffner in die wissenschaftliche Arbeitswelt. Denn während meines Master-Studiums erhielt ich die Chance, als studentische Hilfskraft für Johannes Bellmann in der „Allgemeinen Erziehungswissenschaft“ zu arbeiten. Nach dem Ende meines



In ihrer Freizeit tanzt Judith Küper für ihr Leben gern. Am Aasee zeigt sie mit ihrer Tanzpartnerin Kristina Hein ihr Können mit einer Hebung.

Studiums erhielt ich die Möglichkeit, als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft zu promovieren. Und Johannes Bellmann war es, der mich für den Dissertationspreis vorgeschlagen hat.

Wie haben Sie Ihre Zeit als Doktorandin an der WWU erlebt?

Es war kein Elfenbeinturm, in dem ich einsam und verlassen arbeiten musste. Im Gegenteil: Ich profitierte vom kollegialen Austausch in meiner Arbeitsgruppe. Meine Kolleginnen und Kollegen vereinfachten mir 2017 sehr das Ankommen als Neue im Team. Egal ob die Planung und Organisation eines Seminars für Studierende oder der Besuch einer Nachwuchstagung – ich habe viele hilfreiche Tipps bekommen. Beim inhaltlichen Ankommen hat mir auch das gemeinsame Diskutieren von Ideen immer geholfen. Natürlich saß ich während meiner Promotion häufig allein in der Bibliothek über den Fachbüchern. Die Unterstützung und die kritischen Rückmeldungen meines Doktorvaters waren ebenfalls eine große Hilfe für mich. Die gewinnbringende Kollegialität möchte ich – jetzt, wo ich nach Beendigung meiner Promotion als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Studienfachberaterin in der Arbeitsgruppe Fachdidaktik Pädagogik arbeite – gerne fortführen.

Apropos stundenlanges Sitzen in der Bibliothek – welchen Hobbys gehen Sie als Ausgleich zum Arbeitsalltag in Ihrer Freizeit nach?

Tatsächlich lese ich auch in meinem Privatleben gerne – am liebsten zeitgenössische englische Literatur im Bett oder auf der Couch. Um meinen Kopf freizubekommen, jogge ich und höre dabei Musik. Aber mein liebster Sport und Zeitvertreib ist das Tanzen. Von klein auf war ich Tanzmariechen und habe Gardetanz in meinem Heimatort bei Soest gemacht. Das musste ich im dritten Semester meines Studiums jedoch leider aufgeben, weil ich das regelmäßige Pendeln zu den Proben und Auftritten nicht mehr geschafft habe. Daraufhin habe ich in Münster mit Jazz Dance und Modern Dance angefangen. Während der Gardetanz sehr steif ist, muss ich nun mit viel mehr Ausdruck und Gefühl tanzen. Mittlerweile bin ich Teil einer Tanzgruppe, und wir nehmen an Turnieren teil. Das ist ein tolles Ventil für mich. Denn auch nach einem langen Arbeitstag gibt es keine Ausreden dafür, nicht zum Training zu gehen. Und spätestens nach zehn Minuten geht es nicht mehr um die Arbeit, sondern nur noch darum, ob wir die Hebung hinkriegen.

12
M
J
J
A
S
O
N
D

IMPRESSUM

Herausgeber:

Rektor der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster
Schlossplatz 2
48149 Münster

Projektleitung:

Christine Thieleke

Redaktion:

Norbert Robers, Christine Thieleke

Texte:

André Bednarz, Brigitte Heeke, Dr. Christina Hoppenbrock,
Dr. Kathrin Kottke, Kathrin Nolte, Sophie Pieper, Norbert Robers

Gestaltung:

goldmarie design

Übersetzung:

Ken Ashton

Korrektorat:

die Korrektoren

Fotografien und Grafiken:

Nike Gais Fotografie (Porträtfotos), goldmarie design (Grafiken), Peter Leßmann (Foto S. 1),
shutterstock, fran_kie (Hintergrundfoto S. 24–27), Peter Leßmann (Hintergrundfoto S. 32/33),
Andrea Bowinkelmann (Foto S. 39), Christina Pohler (Foto S. 42/43)

Druck:

Bitter und Loose GmbH

Auflage:

4.000

Diese Broschüre wurde auf 100% Recyclingpapier (Circleoffset Premium White)
mit Ökofarben gedruckt. Das verwendete Papier ist wie folgt zertifiziert:
FSC Recycled, Der blaue Engel, EU Ecolabel

Münster, 2023